

Jungmädchengeschichten

von

Else Ury



Robert Seidelbach - Wien



Robert Seidl - Wien

Ury, Jungmädchengeschichten 1:

„Du bist schuld, daß Ilse davongelaufen ist, du ganz allein“, fuhr Ilse im Gefühl des eigenen Unrechtes die Freundin an.

Jungmäd- geschichten

von

Else Ury

Illustriert von Prof. R. Seidl

11. bis 13. Tausend

Meidinger's Jugendschriften Verlag K.G. Berlin

Jugendbund
f. evang. Christentum
Hildorf bei Nürnberg

Copyright by
Meibinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.
Berlin

Inhalt

	Seite
Die beiden Ilsen	5
Frau Hitt	63
Kinderhirtin	91
Der Hertasee	155

Die beiden Ilsen.

Es ging heute recht lebhaft in der vierten Klasse zu. Still war es nie in der Zwischenpause. Das summtes stets wie in einem Bienenstock durcheinander. Aber heute mußte doch wohl noch etwas Besonderes los sein. Der größte Teil der Schülerinnen hatte sich um eine zierliche Blondine geschart und sprach in sichtbarer Aufregung auf sie ein. Die hielt sich lachend die Ohren zu.

„Kinder, nicht mehr als sechs auf einmal! Seid doch bloß mal einen Augenblick ruhig, sonst kann ich euch eure Frage doch unmöglich beantworten. Ja — also sie kommt. Morgen schon. Mein Onkel bringt sie zu uns, weil die Reise von Ostpreußen mächtig weit ist. Sie heißt Ilse, gerade so wie ich, nach einer gemeinsamen Tante. Ein Jahr ist sie älter als wir. Aber Muttchen meint, wer weiß, ob sie die Reise für die dritte Klasse hat, weil sie eine Kleinstadtschule bisher besuchte. Ach, wißt ihr, eigentlich wünsche ich, sie wäre noch nicht weiter als wir und käme in unsere Klasse. Ich freue mich schrecklich auf sie. Immer habe ich mir eine Schwester gewünscht. Und eine Kusine, die zwei Jahre oder noch länger im Hause bleibt, ist beinahe ebenso gut.“ Die lebhafteste Ilse vollführte vor Freude über die in Aussicht stehende Hausgenossin einen Luftsprung. Dabei trat sie Trude Berg auf den Fuß, was diese zu einem schmerzhaften Quiefen veranlaßte, über das die anderen in lautes Lachen ausbrachen.

Keiner vernahm die mißbilligenden Worte des eintretenden Lehrers. „Sind wir denn hier in einer Mädchen-

schule oder auf einem Jahrmarkt?" Keiner sah, wie ärgerlich Professor Reuter das Katheder bestieg und sich schneuzte. Erst als es von dort oben mit verdoppelter Tonstärke herabklang: „Ihse Klein, wenn du weiter Vortrag halten willst, bin ich wohl hier überflüssig!“ stob alles entsetzt auseinander. Qui — man sah im Augenblick nichts weiter als ein Knäuel von durcheinanderstrampelnden Beinen, von drängenden, stoßenden Armen, von fliegenden hellen und dunklen Böpfen. Und dann war das Mädchenknäuel im Nu entwirrt, alles saß brav und sittsam auf seinem Platz, als ob niemals Jahrmarktstumult in der IV M geherrscht.

Ihse Klein war der Mund vor Schreck offen geblieben. Sie war so erstarrt, daß sie gar nicht daran dachte, ihren Platz einzunehmen.

„Hast du die Absicht, wie Lots Ehefrau die Stunde über als Bildsäule dort stehenzubleiben, Ihse?“ Professor Reuter machte schon wieder einen seiner beliebten Späße.

Die Klasse wieherte vor Vergnügen, erfreut, daß der Lehrer wieder guter Laune war.

Ihse schoß das Blut in die zarten Wangen und das Wasser in die Blauaugen. Sie war ein etwas empfindliches junges Fräulein. „Das liegt im Alter“, pflegte die Mutter ihr Töchterchen in Schutz zu nehmen, wenn der große Rolf die jüngere Schwester mit ihren „Schleusen“ aufzog. Aber Ihse war bei all ihrer Liebenswürdigkeit doch wohl etwas „wässeriger“, als man das sonst zwölfjährigen jungen Damen zubilligen kann. Auf das englische exercise, das gerade durchsprochen wurde, tropfte es feucht. Ihse wischte den klaren Kristalltropfen rasch mit dem Handrücken fort, damit ihre Nachbarinnen nicht erst sehen sollten, daß sie den Scherz des Lehrers und das Lachen der Klasse krummgenommen hatte. O weh — die Tinte verlöschte, ein blau-schwarzer Schmierfleck zierte die Arbeit. Nun war Ihse von Natur aus ja nicht gerade hervorragend mit Ord-

nungsliebe gesegnet, aber sie hatte sich besondere Mühe mit der englischen Übersetzung gegeben, da sie maßgebend für das Osterzeugnis sein sollte. Unwillkürlich und ihr selbst kaum bewußt stieg ein weniger freundliches Empfinden gegen die neue Kusine in Ihses Seele auf. Die war doch eigentlich ganz allein an dem Mißgeschick schuld.

Aber nachher auf dem Heimwege, als die Mädel es nicht besser machten als der Schwarm Späßen, die sie durch ihre Tritte vom Fahrdamm aufscheuchten, und gerade so durcheinander schwirrten und piepsten, da malte Ihse Klein das Zusammenleben mit der neuen Kusine wieder in den herrlichsten Farben aus, so daß sich Anni Rotter, ihre erklärte Beste, doch bewogen fühlte zu äußern: „Na, hoffentlich stört deine geliebte Kusine nicht unsere Freundschaft.“

„Wie kannst du bloß so etwas denken, Anni! Meine Kusine ist sicher furchtbar nett. Und du hast dann eben zwei beste Freundinnen“, entschied Ihse.

„Zwei beste gibt's nicht — da mußt du natürlich zwischen ihr und mir wählen.“ Die Anni fühlte sich bereits zurückgesetzt, trotzdem die Nebenbuhlerin noch irgendwo da oben in Ostpreußen saß.

Ihse überlegte nicht lange. Mit ungestümer Herzlichkeit umschlang sie Annis schmales Figürchen: „Du bleibst meine allerbeste Freundin, Anni — denn die Ortelsburger Ihse wird doch meine Schwester.“

Das sah die Anni denn auch ein, und ein Kuß besiegelte das erneute Freundschaftsbündnis, trotz der Autohupe, die störend dazwischen fuhr.

Ihses Amt war es daheim, den Tisch zu decken, denn sie sollte sich schon frühzeitig an haustöchterliche Pflichten gewöhnen. Wie oft hatte die Mutter es ihr gezeigt, wie man einen Tisch ordentlich und zierlich deckt; aber Ihse warf meist genial alle bestehenden Regeln über den Haufen. Die Messerbänkchen galoppierten willkürlich wie durch-

gegangene Gänge neben den Tellern dahin, die Bestecks zeigten die merkwürdigsten geometrischen Figuren, die Servietten wiesen nach allen Himmelsrichtungen, und das Salzfaß — glänzte meist durch Abwesenheit.

Auch heute blickte der Vater über die Brille hinweg vielsagend auf dem Tische umher. „Ich sehe was, was nicht da ist“, sagte er schließlich scherzhaft, als Ilse munter ihre Suppe weiter löffelte.

„Was nicht da ist, Vater?“ Das Töchterchen hielt lachend inne. „Ach, ich weiß schon, was du meinst.“ Sie wurde ein bißchen rot, ließ sich aber trotzdem mit Gemütsruhe ihre Suppe weiter schmecken.

„Kann man behaupten nicht sehen, wenn's nicht da ist“, stellte das vierjährige Nesthäkchen Heini ernsthaft fest.

„Ei, Ilse, vielleicht bequemst du dich dazu, das Vergessene zu holen“, mahnte die Mutter.

„Das Faultier lebt in Afrika,

Doch ist's auch oft woanders da“,

deklamierte Rolf anzüglich, als Ilse sich nun langsam von ihrem Stuhl erhob.

Ein Puff war die Antwort. „Als ob Jungs nicht auch Salzässer holen könnten!“ Ilse war unzufrieden mit der Weltordnung, die den Frauen den hauswirtschaftlichen Anteil überlassen hatte. „Na, von morgen an ist ja die andere Ilse da, Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Dann brauche ich mir wenigstens nicht allein mehr ein Bein auszureißen“, frohlockte sie.

Mehrstimmiges Gelächter folgte.

„So sieht jemand aus, der sich ein Bein ausreißt!“ Rolf schüttelte sich vor Lachen. „Du nimmst es dir ja nett vor, die Ilse Große als deinen Pudel abzurichten. Die wird sich bedanken.“

„Wird sie gar nicht. Schwestern helfen sich gegenseitig, nur Brüder sind eilig“, gab Ilse prompt zurück.

„Ist mich auch eilig, Ilse?“ erkundigte sich Klein-Heini

mit treuherzigen Kinderaugen. Aller Ärger bei Ilse verdrängte und sie schloß den Kleinen so ungestüm in die Arme, daß er wie eine Maus zu pfeifen begann.

„Nicht so eilig doll lieb haben!“ Heini angelte mit Armen und Beinen aus der ihm unbequemen schvesterlichen Umarmung heraus. Die Suppe schwippte dabei aus dem Teller, zum Glück nur auf die Wachtstuchdecke, die Klein-Heinis Platz auszeichnete.

Aber die Mutter schüttelte doch den Kopf über ihr ungestümes Töchterchen. „Ilse, setz' dich auf deinen Platz. Du weißt, der Vater liebt bei Tisch Ruhe und Harmonie. Hoffentlich wird die große Ilse einen günstigen Einfluß auf dich, Wildfang, ausüben.“

„Auch in puncto Ordnung recht wünschenswert“, mischte sich Rolf ganz unnötigerweise ein.

Als Quittung stieß Ilse heimlich unter dem Tisch mit dem Fuß nach ihm, um die Harmonie des Mittagstischs so wenig wie möglich zu beeinträchtigen.

Rolf war der beste Boxer in der Obertertia. Er begann denn auch sogleich seinen kunstgerechten Angriff. Der Vater mußte ganz energisch dazwischenfahren. Die Harmonie des Familientisches war gestört.

„Schämt ihr euch denn gar nicht, eurem Vater die Mittagsstunde, seine einzige Erholungszeit am Tage, verderben“, rügte die Mutter ärgerlich.

Ilse's Tränen flossen. „Na, wenn der dumme Rolf immer anfängt!“

„Wer hat zuerst mit dem Wein gestoßen, liebes Kind?“ Rolf sprach in salbungsvollem Richterton, der „das liebe Kind“ aufs neue reizte. Sicher wäre es wieder zu Handgreiflichkeiten gekommen, wenn die Mutter nicht „gesegnete Mahlzeit“ gewünscht hätte. „Ilse, bringe Heini ins Bettchen und räume dann deinen Schrank für die große Ilse aus.“ So — die feindlichen Parteien waren getrennt.

„Rolf, du mußt die Ilse nicht immer aufziehen. Sie kann das nun mal nicht vertragen. Das liegt so in ihren Jahren“, stellte der Vater seinem Ältesten vor.

„Müssen wir ihr abgewöhnen, die Empfindsamkeit“, entschied der weise Sprößling.

Inzwischen hatte Ilse schon wieder gegen diesen Fehler zu kämpfen. Klein-Heini und sie waren die besten Freunde. Heini hing voll Bärtlichkeit an der großen Schwester, und diese war lieb und sorgsam mit ihm wie ein Mütterchen. Jeden Mittag, wenn Heini ins Bett marschierte, zog sie ihn aus, tollte wohl noch ein bißchen mit ihm und erweckte ihn nach zweistündigem Schlaf wieder mit Scherz und Kuß zu neuem Leben. Die Sorge für das Nesthäkchen nahm sie der Mutter schon seit geraumer Zeit ab, wenn auch die Sachen des Kleinen von ihr wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen wurden. Heute äußerte der undankbare kleine Schlingel: „Du willst mich nie mehr von dir ausgezogen werden. Morgen und alle Tage mußt du mich die neue Ilse ausziehen.“

Ilse's zwölfjährige Empfindsamkeit meldete sich sofort. Sie dachte nicht daran, daß sie kindischer war als der Kleine, den natürlich wie alle Kinder das Neue reizte. „Na, dann kannst du ja auch sehen, wer dich heute ins Bett bringt — ich nicht!“ Sprach's, und davon war sie, den Kleinen im Nachthöschen mit einem halb aufgeschnürten Stiefel plärend zurücklassend. Gerade als die Mutter erschreckt das Zimmer betrat, war Heini im Begriff, gestiefelt sein Bettchen zu besteigen. Natürlich war die Mutter aufs neue auf Ilse ärgerlich, nicht minder über die auf dem Fußboden herumgestreuten Sachen des Kleinen. Aber als sie dann in Ilse's Zimmer trat, das die beiden Kusinen künftig gemeinsam bewohnen sollten, schlug sie erst recht die Hände über den Kopf zusammen.

Himmel, wie sah es dort aus! Ilse hatte ihren Schrank der mütterlichen Weisung gemäß leer gemacht. Saubere

Wäsche und getragene Schürzen, Bücher, meist mit zer-rissenem Einband, Hefte, Bopfbänder, ein abgebissener Pfefferkuchen, der noch von Weihnachten her vergessen war, angefangene, schmutzige Stidereien, die in den tiefsten Tiefen des Schrankes ein tatenloses Dasein geführt, ein kleiner Ball, Federhalter, Würfel und Nummern von irgendwelchen Gesellschaftsspielen, alles lag bunt durcheinander in einem fast unentwirrbaren Knäuel auf der Erde.

„Ilse, ich bin recht unzufrieden mit dir“, machte die Mutter ihrem Unmut Luft. „Nichts kannst du, großes Mädchen, ordentlich machen. Schau nur, wie du hier die teuren Sachen alle verdorben hast. Du bist doch wirklich alt genug, um zu wissen, wie schwer es dem Vater wird, Neues anzuschaffen. Was soll die Ortelsburger Ilse nur von deiner Lieberlichkeit denken! Tante Mart,“ schrieb mir, ihre Ilse sei ein sauberes und ordnungsliebendes Kind. Ich hoffe viel von ihrem guten Einfluß auf dich.“

„Geliebte Mutter, schilt nicht! In fünf Minuten ist hier wieder die wunderbarste Ordnung.“ Ilse begann sogleich die „wunderbarste Ordnung“ herzustellen, indem sie mit beiden Händen vom Fußboden zusammenraffte, was sie nur packen konnte, und es in den leeren Kommodenkasten spedierte, der künftig ihre Habseligkeiten bergen sollte.

„Ilse — um's Himmels willen! — Die Mutter wußte nicht, ob sie lachen oder böse sein sollte. „Das nennst du Ordnung? Jetzt bitte ich mir aus, daß du die saubere Wäsche hübsch sorgsam in dem untersten Kasten verwahrst. In den zweiten kommen deine Haarbänder, Handschuhe, sonstige Kleinigkeiten und Spiele. Und in den obersten ordnest du dir deine Bücher. Sonst macht die Ilse gleich wieder leert, wenn sie dieses wüste Durcheinander erblickt.“

„Mutterchen, stell' mir bloß die Ilse Große nicht immer als Tugendtschaf hin. Tugendtschafe sind unausstehlich. Dann

soll sie lieber gleich auf ihrer ostpreussischen Weide bleiben“, rief das Töchterchen eifrig.

„Ich wünschte, daß du etwas mehr von dieser Unausstehlichkeit hättest, mein Kind“, lächelte die Mutter schon wieder. Ihre Ilse verstand es, durch ihr liebenswürdiges Wesen sie stets wieder zu entwaffnen, wenn sie auch eben noch Gott weiß wie aufgebracht über sie gewesen war. Auch jetzt strich Frau Klein liebevoll über Ilses blondes Kraushaar.

„Muß ich als Wächter daneben stehen, oder kann ich mich darauf verlassen, Ilse, daß du alles, wie es sich gehört, zum Empfang von Rusine Ilse herrichten wirst?“ fragte sie eindringlich.

„Eine Frau, ein Wort! Unser Zimmer soll muster-gültig aussehen!“ versprach Ilse bereitwillig.

„Aber nicht nur von außen, Kind. Vor allem die Schränke und Schubfächer. Ich schaue alles nach“, mahnte die Mutter noch im Hinausgehen.

„Kannst du auch, Muttichen!“ Und ehe die Tür noch ins Schloß fiel, hing Ilse der Mutter am Hals. „Nun bist du doch nicht mehr böse auf mich, Muttichen?“ Das konnte Ilse nicht ertragen, wenn jemand, und ganz besonders die Mutter, ärgerlich auf sie war.

Sie setzte ihre Ehre darein, ihr Wort einzulösen. Wenn sie wirklich mal versucht war, irgendeinen Gegenstand rasch zu „pfeffern“, wie der Fachausdruck lautete, anstatt ihn ordentlich an seinen Platz zu legen, gedachte sie geschwind des Versprechens, das sie ihrer Mutter gegeben. Aber sie hatte dafür auch die Genugtuung, daß die Mutter sich lobend äußerte: „Sieh einer bloß an! Wenn du willst, kannst du schon. Nun sorg' auch dafür, daß es so hübsch ordentlich bleibt, mein Herzchen.“

Ja, das war ungleich schwerer. Ordnung machen ist schon unbequem — Ordnung halten aber für gewisse Leute ganz unmöglich. Ilse wußte wirklich nicht, wie es

kam, daß das so schön aufgeräumte Zimmer, als sie am nächsten Nachmittage den andern nach zum Bahnhof stürmte, durchaus nicht mehr so tadellos ausschaute, wie am Tage zuvor. Woran lag das nur? Es stand doch sogar ein Primelsträußchen in einer Vase auf dem Tische.

Ilse hatte nicht viel Zeit mehr, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Denn wie meist, war sie erst im letzten Augenblick aufgebrochen. Da hatte sie natürlich die Schürze auf einen Stuhl geschleudert, anstatt sie an den Garderobenhaken zu hängen. Auf einem anderen lag ein aufgeschlagenes Buch, in dem sie gerade gelesen, während der Inhalt der Schulmappe auf dem Arbeitspult ausgebreitet liegen blieb. Die Handschuhe hatte sie, da sie noch nicht an die neue Ordnung gewöhnt war, nicht gleich gefunden und statt dessen den Kasten mit Popfbändern herausgerissen. Zum Einpacken war es zu spät, Ilse hatte wieder mal bis auf die letzte Minute „geschmökert“. Daß dies alles dem Zimmer aber nicht zur besonderen Bierde und Ordnung gereichte, kann man sich denken.

Solche Ruppigkeit — immer hatten die Eisenbahnzüge sonst Verspätung; aber gerade heute, wo Ilse atem- und handschuhlos, zwei Minuten nach der Frist mit schiefgerutschtem Hut am Bahnhof erschien, schnaufte ihr die Lokomotive mit glänzenden Laternenaugen schon schadenfroh entgegen. In dem Menschengewühl entdeckte Ilse zuerst gar nichts, nicht einmal Vater, Mutter und die Brüder. Denn die ganze Familie hatte sich zur Einholung selerlich auf dem Bahnhof eingefunden. Schließlich aber tauchte doch Rolfs bunte Gymnasiaftenmütze irgendwo auf, neben ihm ein ziemlich großes, breitschulteriges Mädchen, dem er vetterlich galant den Handkoffer trug. Heini lag es noch vor, im Schutze von Vater und Mutter mit dem Dunkel zu folgen. Die neue Ilse hatte seinen Erwartungen nicht entsprochen, da sie gar nicht von ihm Notiz genommen hatte.

Noch eine stand enttäuscht. Ilse blickte mit weit aufgerissenen Augen auf die näherkommende Kusine, der sie mit so unbändiger Freude entgegengesehen.

Das war sie also. Biemlich vierschrötig erschien sie Ilse, breit in den Schultern und in den Hüften. Und sehr gesprächig schien sie auch nicht zu sein. Wenigstens trottete sie stumm neben dem nicht viel lebhafteren Rolf her, der doch sonst ganz gewiß nicht auf den Mund gefallen war. Ilse empfand den lebhaften Wunsch, ihr Inkognito zu bewahren und in dem Menschenmeer wieder unterzutauchen. Da hatten Heinis Augen sie aber schon erpäht. Er riß sich von der Hand der Mutter los und eilte jubelnd auf die Schwester zu.

„Da ist meine Ilse! Du darfst mich immer ausziehen, Ilse, nich die olle neue Ilse!“ Die ganze unbarmherzige Kinderkritik lag in diesen Worten.

Ilse blickte erschreckt auf die Kusine, ob die Heinis häßliche Worte nicht auch vernommen? Aber deren Gesicht sah völlig bewegungslos drein. Ilse's warmes Herz trieb sie, die Schuld des kleinen Bruders wieder gutzumachen. Außerlich war die Kusine ja nicht sehr einnehmend. Aber innerlich konnte sie doch ein ganz famoscs Mädel sein.

„Guten Tag, Ilse.“ Die kleinere trat an die größere heran und hob sich auf die Beehenspißen, um ihr den Willkommensfuß zu geben. Aber da die Kusine ihr nicht entgegenkam, sondern steif stehen blieb, verpuffte der Ruß in der Luft. Dies veranlaßte Rolf zu einem dröhnenden Gelächter, hinter dem er seine Verlegenheit verbarg, da er mit der neuen Kusine nichts anzufangen wußte. Wieder empfand Ilse es feinführend, daß dieses Lachen die Neuangekommene verletzen mußte. Sie machte noch einmal einen Versuch.

„Ich habe mich ganz furchtbar doll auf dich gefreut, Ilse. Du dich auch auf mich?“ fragte sie ein wenig belommen.

In den grauen Augen der fremden Kusine leuchtete es warm auf. Sie nickte. Sprechen tat sie noch immer nicht. Inzwischen hatte sich der Ortelsburger Onkel seines Nichtehens bemächtigt.

„Ei, Ilsechen, wir kennen uns doch noch, ganz gewiß.“ Diesmal verpuffte der Ruß nicht in der Luft. „Siehst du, da hast sie, meine Krabbe. Du müßt ihr auch hübsch Freundschaft zusammen halten. Unsere Illa ist noch 'n bißchen schichtern, aber das wird sich hier in Berlin schon lejen.“ Der Onkel redete ausgesprochen ostpreußisch, was auf die Kleinschen Kinder sehr komisch wirkte.

Ilse Klein nahm Ilse Großes Arm. „Wir wollen Schwestern sein, ja?“ flüsterte sie, denn Rolf brauchte das doch nicht zu hören.

Wieder erfolgte keine Antwort. Aber Ilse's Arm wurde besahend gebrückt. Das war immerhin ein Entgegenkommen. Ilse's hochgespannte Erwartungen waren bereits so zusammengeschrumpft, daß sie schon dafür dankbar war. Munter plauderte sie drauflos. Sie nannte die Namen der Straßen und Plätze, die man durchschritt, machte die Kusine auf ein oder das andere stattliche, öffentliche Gebäude aufmerksam und erklärte die Statuen auf den Plätzen, soweit ihre eigenen Kenntnisse reichten. Es machte ihr ungeheuren Spaß, den Fremdenführer zu spielen. Sie merkte es noch nicht einmal, daß die Größere abgespannt von der langen Reise und all dem Neuen, was auf sie einströmte, gänzlich teilnahmslos alles über sich ergehen ließ.

Rolf gab der Schwester einen heimlichen Stoß. „Du — ble ist ja doof!“ flüsterte er nicht allzu laut in seiner berben Jungenart.

Ilse schielte erschreckt zur anderen Ilse. Aber die sah durchaus nicht gekränkt aus. Sie hatte den wenig netten Berliner Ausdruck wohl kaum verstanden.

Der Weg vom Bahnhof nach Haus war eigentlich

gar nicht weit. Wie schnell hatte Ilse ihn sonst auf dem Heimweg durchstürmt. Jetzt schien er ihr endlos, trotzdem sie eigentlich daran gewöhnt war, das große Wort in der Klasse, im Kränzchen, ja auch zu Hause zu führen. Aber wenn man ganz allein reden muß, ohne Komma und ohne Punkt, ohne jedes Gegenwort, so ist das Gespräch immerhin etwas einseitig. Rolf schien auch keine Lust zu haben, die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Sein Urteil über die neue Kusine war abgeschlossen. Pfeisend trabte er neben den beiden Mädchen her.

Gott sei's getrommelt — endlich war man zu Hause. Frau Klein zog ihr neues Pflgetöchterchen in die Arme. „Nun sei uns von Herzen willkommen, mein Kind. Mögest du dich in unserem Hause wohl fühlen!“

Die warmen Worte verfehlten, trotz aller Müdigkeit der jungen Reisenden, nicht ihre Wirkung auf die neue Ilse. Sie schmiegte sich für einen Augenblick fest in die mütterlichen Arme der Tante. Wie schwer war es ihr geworden, von daheim, von der Mutter, von allem, was sie lieb hatte, auf Jahre fortzugehen. Wie bange war ihr vor der unbekannten, großen Stadt, den fremden Verwandten. Ach, wenn sie nur lieb und gut mit ihr sein würden!

Inzwischen hatte Frau Klein die Tür zu dem gemeinsamen Zimmer der beiden Mädels geöffnet. „Hier wohnt ihr beiden Ilsen, haltet getreue Nachbarschaft, und was meine Ilse anbelangt, vor allem Ordnung — — —“ Das Wort blieb der Mutter in der Kehle stecken. Denn das noch vor kurzem schön aufgeräumte Zimmer sah gerade nicht mehr sehr einladend aus. „Ilse, es schaut doch schon wieder aus, als ob Banditen hier gehaust hätten“, sagte sie vortwurfsvoll.

„Ach Gott, bloß der Bänderkasten!“ Ilse raffte beschämt die braunen, weißen und schwarzen Haarschleifen zusammen und schleuderte sie geschwind in das Kommodensfach. Mit erstaunten Augen sah die fremde Ilse dem Treiben zu.

„Machst du das auch so mit deinen Sachen?“ fragte die Tante.

Ilse Große schüttelte stumm den Kopf. Ihrem Ordnungssinn war der Kusine Tun geradezu unbegreiflich. Sie schämte sich für die jüngere.

„So, nun wasche dich, mein Kind, und dann kommt zu Tisch.“ Die Mutter ließ die beiden Ilsen allein. Sie freudenten sich dann sicher am schnellsten miteinander an.

Fürs erste blieb es still in dem Ilsenstübchen. Man hörte nur das Plätschern des Waschwassers und das Knabbeln der Bürste, welche die fremde Ilse in Bewegung setzte. Auf die kleine Blonde, die sonst vor Lebhaftigkeit sprühte, legte sich die stille Art der neuen Genossin geradezu beklemmend. Zum erstenmal in ihrem zwölfjährigen Leben geschah es der Ilse Klein, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Stumm beschaute sie ihre Finger, die ebenfalls des Waschwassers durchaus bedurften. Aber auf derartige Außerlichkeiten pflegte Ilse keinen Wert zu legen.

„Hier schlafe ich, und in dem Bett drüben schläfst du“, sagte sie schließlich, weil ihr nichts Geistreicheres einfiel.

Ilse Große hielt diese Mitteilung einer Antwort nicht für nötig.

„Sag' mal, bist du eigentlich immer so — so stumm?“ Bei einem Haar hätte Ilse gesagt „so mopsig“.

„Ich weiß nicht“, sagte die neue Ilse, in unverfälschtem ostpreussischen Dialekt. Damit war die Unterhaltung wieder für eine Weile erschöpft.

Gerade als Ilse einen neuen Anlauf machen und das Gespräch auf die Schule bringen wollte, ob die neue Kusine dabei wohl redseliger würde, steckte Klein-Heini sein Köpfchen zur Tür herein.

„Die unse Ilse und die olle neue soll zu'n Abendbrot kommen — aber doll flink, Minna hat schon die Toffels reingebracht“, rief er.

„Aber Heini, du bist ja gar nicht artig“, erzog die ältere Schwester den kleinen Burschen, der noch kein Blatt vor den Mund nahm. „Du mußt die Ilse Große doch lieb haben.“

„Behaupt nicht lieb!“ erklärte der Kleine ohne Besinnen. „Die is gar nich schön, die soll lieber nich angereist kommen.“

„Pfui, Heini!“ sagte Ilse und errötete für den kleinen Klugschnack, während Ilse Große tat, als ob von irgendeinem anderen die Rede sei.

„Hast du die große Ilse denn lieb?“ erkundigte sich Heini zweifelnd.

„Ja, aber natürlich — —.“ Ilse fühlte, daß sie nicht ganz bei der Wahrheit blieb, denn sie empfand nach all der Vorfreude eigentlich doch nur grenzenlose Enttäuschung. „Sie ist doch unsere Kusine“, setzte sie deshalb noch bekräftigend hinzu.

„Eine ist Heini gern, die hat er lieb.“ Der kleine Mann konnte augenscheinlich eine Kusine noch nicht von einer Apfelsine unterscheiden.

„Wo steht ihr denn — die Kartoffeln werden kalt.“ Rolf, als zweiter Abgesandter, erschien.

Jetzt aber mit Extrapost! Vater verlangte, daß die Kinder pünktlich bei Tisch erschienen.

„Was machst du denn noch?“ Ilse Klein drehte noch einmal den Kopf zurück, da Ilse Große ihr nicht folgte.

„Bloß noch das Waschwasser ausgießen — ich komme ja.“ „Nein, was war die Kusine „pedantisch“, fand Ilse Klein, daß sie daran noch dachte.

„Neben mir muß sie sitzen, wir sollen doch Schwestern sein“, hatte Ilse vorher gebeten, als man über die Plätze bei Tisch beriet. Auch Klein-Heini wollte seinen Anteil an der neuen Ilse haben. So hatte man dieser den Platz zwischen den Kindern angewiesen. Aber alle beide legten sie jetzt kein großes Gewicht mehr auf die begehrte Nach-

barschaft. Stumm saßen sie nebeneinander wie die Orgelpfeifen und waren doch sonst so lebhaft, daß die Eltern nur zu oft dämpfen mußten. „Ei, Kinder, was ist denn heute mit euch los, daß ihr so wohlthuend ruhig seid?“ verwunderte sich die Mutter.

„Die große Ilse scheint ihre Sprache in Ostpreußen gelassen zu haben, ich habe noch kein Wort von ihr vernommen“, neckte der Vater. „Nur gut, daß sie wenigstens den Mund zum Essen mitgebracht hat.“

Das Nichte wurde rot, antwortete aber keine Silbe. Nein, wirklich, sie ist „doof“. Rolf hat ganz recht, auch Ilse kam heimlich zu dieser Überzeugung.

„Unser neues Pflögetöchterchen wird schon auftauen“, begütigte die Mutter. „Nicht wahr, Nische?“ Die Nichte sah die Tante dankbar an und nickte wortlos.

„Mundfaul ist das Ding“, knurrte Rolf in sich hinein, „aber beim Essen weiß sie den Mund ganz gut zu gebrauchen.“

„Ich bin recht froh, daß ihr meine Ilse bei euch aufgenommen habt“, wandte sich der Onkel an die Schwägerin. „Sie hat ein scheues Ziemet, die Ilse, in einer fremden Pension mecht sie sich am Ende unbehaglich fiefeln.“

Ilse, die kleine, begann zu lichern. Ob die ostpreußische Mundart des Onkels ihre Lachmuskeln reizte, oder ob dieselben grundlos mal wieder nach Betätigung verlangten, wie das bei zwölfjährigen jungen Damen öfters vorkommt, wußte sie allein nicht. Sie nahm die Serviette vor das Gesicht und verbarg dahinter ihre Heiterkeit, bis sie plötzlich laut losprustete. Heini stimmte erlöst mit ein, und auch Rolf beteiligte sich an dem ansteckenden Lachen. Ilse Große aber saß wie der steinerne Gast dazwischen, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ei, ihr seid ja so varjniejt, wir mechten auch mitlachen“, sagte der ostpreußische Onkel freundlich zu der lichernden Ilse. Natürlich lachte die nur um so mehr.

Der Mutter war die unmotivierete Heiterkeit ihrer Kinder nicht recht. Sie empfand dieselbe als taktlos. Wie leicht konnte das fremde Kind annehmen, daß man es auslache. „Ise, setze die Teller zusammen, du mußt der Minna jetzt ein bißchen zur Hand gehen“, ordnete sie deshalb an.

Beide Isen erhoben sich gleichzeitig, sahen sich an und — lachten. Alle beide.

„Also doch! Lachen kann sie wenigstens“, stellte Rolf verwundert fest.

„Ja, was machen wir denn mit euch beiden Isen? Wie werden wir euch nur unterscheiden?“ überlegte der Vater, während die jungen Mädchen den Tisch abräumten. Ise Klein, immerhin mit einer gewissen Genugtuung, daß sie sich jetzt nicht mehr allein ein Bein auszureißen brauchte.

„Eine ist die stumme und eine die Plapper-Ise“, schlug Rolf vor, was ihm natürlich einen schweesterlichen Knuff eintrug.

„Nun, mir leuchtet die große und die kleine Ise noch mehr ein, da brauchen wir nur den Vatersnamen adjektivisch umzustellen“, meinte Herr Klein.

„Machen haben wir sie lieberhaupt immer zu Hause genannt. Ihr kennt sie ja auch so rufen, da gibt's keine Verwechslung“, mischte sich Herr Große hinein.

Und dabei blieb's. Eins war die Illa und eins die Ise.

Nun war sie schon acht Tage im Hause der Verwandten, die Illa. Aber man hatte sie auch in den acht Tagen noch nicht viel mehr reden hören. Wenn man sie etwas fragte, antwortete sie schüchtern und bescheiden. Aber nie begann sie von selbst ein Gespräch. Dabei schien sie sich im Kleinschen Hause durchaus wohl zu fühlen. Als der Vater abreiste, waren wohl die Tränen geflossen, aber sie trockneten bald, da die Tante ihr den Arm um die Schulter legte: „Nun bist du unser Kind, Illa.“ Sie wollte den Verwandten

ja so gern ein gutes Kind sein. Ihre jüngere Kusine liebte die Ortelsburger Illa ganz besonders. Trotzdem dieselbe kleiner war als sie, blickte sie geradezu mit Verehrung zu ihr auf. Was die kleine Ise sagte, war für die große eine Offenbarung. Sie folgte ihr getreulich wie ihr Schatten. Und das war der Ise durchaus nicht immer angenehm. Sie hatte es sich entschieden viel hübscher gedacht, eine Schwester zu haben.

„Ja, wenn sie auch so ist“, sagte sie oftmals zu sich selbst als Entschuldigung, sobald ihr Gewissen sie mahnte, daß sie nicht nett genug mit der Kusine sei. Aber was sie unter „so sein“ verstand, wußte sie eigentlich selbst nicht. Denn die neue Gefährtin war freundlich und gefällig, verträglich und bescheiden. Na ja, das war es ja eben, viel zu bescheiden war die Illa. Sie trat gar nicht aus sich heraus, hatte keine eigene Meinung, schaute Ise bei allem, was diese sagte, ehrfurchtsvoll an, wenn es auch noch so dummes Zeug war. Zuerst war diese stumme Verehrung für Ischens Eitelkeit ja recht wohlthuend, aber auf die Dauer wurde sie langweilig. Schließlich kabbelt man sich ganz gern mal ein bißchen herum, selbst mit seiner besten Freundin. Denn Ise, die kleine, war durchaus nicht so friedfertig wie Ise, die große.

Aber das alles wäre noch kein Grund für Ise gewesen, manchmal zu wünschen, daß die Kusine in Ortelsburg geblieben wäre. Die Hauptursache dazu waren die Schulfreundinnen.

„Na, wie ist sie?“ so hatte man sie gleich am nächsten Tage nach der Ankunft der Kusine in der Schule umlagert.

„Kann man nach dem ersten Eindruck noch nicht sagen“, meinte Ise diplomatisch.

Das kam den Freundinnen natürlich sonderbar vor. Ise Klein pflegte mit ihrem Urteil sonst niemals so vorsichtig zu sein, sondern ganz im Gegenteil etwas vorschnell.

„Na, dann wird mit ihr wohl nicht viel los sein — dann ist sie sicher doof!“ sagte die Intima Anni Rotter frohlockend, daß ihr von der neuen Kusine keine Konkurrenz drohte.

„Woher weißt du?“ entfuhr es Ilse erstaunt. Sie war so betroffen, dieselbe Kritik, die Rolf über die Kusine abgegeben, aus Annis Mund zu hören, daß sie es ohne weiteres zugab.

„Das kann man sich doch an allen fünf Fingern abzählen. Sonst hättest du doch ihr Lob in allen Tonarten geblasen wie vorher, wo du sie noch gar nicht gekannt hast. Du bist ja mächtig kleinlaut geworden.“

„Gar nicht wahr! Und so schlimm ist sie überhaupt nicht. Nur ein bißchen — na, wie soll ich mich ausdrücken — ein bißchen ‚schichtern‘. So hat nämlich mein ostpreußischer Onkel von ihr gesagt.“ Das lose Mädel ahmte den Dialekt zum Gaudium der Schulkameradinnen getreulich nach.

„Ilse, die Schichterne“ — da hatte die Illa ihren Spitznamen weg, noch ehe sie die Schule betreten.

Als sie dann gegen Mittag mit Frau Klein in dem Lyzeum erschien, um die Aufnahmeprüfung vor dem Direktor abzulegen, war der Eindruck, den sie auf die neugierigen Mädel machte, durchaus kein günstiger. Himmel, die Illa war so bange vor der Prüfung und vor dem fremden, gestrengen Herrn Direktor, daß sie nicht die Augen vom Erdboden zu heben wagte, daß keine von all den Mädchen, die sie etwas geringschätzig musterten, es gewahr wurde, was für schöne graue Augen sie hatte. Ilse Große selbst bemerkte zum Glück nicht die an ihr entlanggleitenden, abschätzenden Blicke. Sonst hätte sie sich wohl noch mehr hinter der Tante vertrocken, als sie es schon ohnedies tat. Die Prüfung fiel dann auch schlechter aus, als es nach Illas Kenntnissen notwendig war. Nachdem sie einmal eine Frage falsch beantwortet hatte, wagte

sie sich überhaupt kaum noch zu äußern, selbst wenn sie die richtige Antwort wußte.

„Om — hm — das sieht böß aus! Kaum die Reise für die vierte Klasse.“ Der Herr Direktor wiegte mißbilligend sein Haupt. „Aber in Anbetracht des Abgangszeugnisses in Ortelsburg, das ja nicht schlecht ist, wollen wir es immerhin versuchen, um so mehr, als ja Ihre Tochter, Frau Klein, eine fleißige Schülerin ist und der Kusine ein gutes Beispiel in bezug auf Pflichterfüllung geben wird. Om. Also ich nehme dich nach den Osterferien in die IV M auf und erwarte, daß du die argen Lücken, die du hast, auszufüllen bestrebt bist. Nicht wahr, Ilse Große?“

Die schüchterne Illa wagte unter den blitzenden Brillengläsern des Direktors, die sie auf sich gerichtet fühlte, kaum mit dem Kopf zu nicken. Aber der Herr Direktor erwartete augenscheinlich keine andere Antwort. Sie standen wieder draußen, wo Ilse, die kleine, sie aufgeregt erwartete.

„Na, bestanden? Bist du in die dritte Klasse aufgenommen?“

Ilse, die große, schüttelte stumm den Kopf. Sie schämte sich vor der jüngeren Kusine ihrer Unwissenheit.

„Hab' ich mir gleich gedacht“, entfuhr es Ilse nicht gerade feinsühlend.

„Nun, Illa wird sich schon in die neuen Anforderungen hineinarbeiten.“ Frau Klein verstand es stets, den Ausgleich wiederherzustellen. „Mir ist es ganz lieb, daß sie noch einmal das Pensum der vierten Klasse durchmacht. Da kommt sie gleich in deinen Freundinnenkreis hinein, und ihr könnt euch gegenseitig zur Seite sein.“

Das Töchterchen warf den Blondkopf zurück und lachte ziemlich geringschätzig. „Ich brauche Illas Hilfe nicht — ich bin ja bisher ohne dieselbe fertig geworden.“

„Weil du einen offenen Kopf hast und leicht auffaßt. Das ist nicht dein Verdienst, Kind. Du könntest damit die Erste in der Klasse sein, wenn deine Unachtsamkeit

und Unordentlichkeit nicht alles wieder verdürbe. Gerade diesen bei einem jungen Mädchen so häßlichen Fehler abzulegen, wird dir Illa gewiß gern helfen.“

Ilse zog ein schief Gesicht. Daß Mutter ihre Unordentlichkeit tadelte, war nichts Neues und machte eigentlich gar nicht mehr besonderen Eindruck auf sie; aber daß die Kusine, die nicht mal in die dritte Klasse aufgenommen worden war, ihr beim Ablegen ihres Fehlers behilflich sein sollte, fand sie demütigend. Sie konnte es sich nicht mehr vorstellen, daß sie noch vor wenigen Tagen den lebhaften Wunsch gehabt hatte, die neue Kusine möge in ihre Klasse eingereiht werden. Geradezu peinlich empfand sie es jetzt.

Die Freundinnen waren bereits ohne sie heimgegangen. Das war im Grunde genommen angenehm. Sie lernten die Illa noch früh genug kennen. Morgen gab es Osterzensuren, da war gleichzeitig Schulschluß. Dann kamen die Ferien, und bis das neue Semester wieder begann, hatte sie die Illa hoffentlich schon ein bißchen aufgerüttelt, daß sie den Freundinnen nicht gar zu kleinstädtisch besorgen gegenübertrat.

Die Osterzensur entsprach nicht ganz Ilse's Erwartungen. Die Prädikate in den Leistungen waren zwar zufriedenstellend; aber in Aufmerksamkeit hatte sie nur genügend, in Handarbeit und in Haltung der Hefte: Noch nicht völlig genügend.

„Au weh — zu Hause setzt es sicher eine Standpause“, meinte Ilse etwas gedrückt zu ihrer Freundin Anni.

„Bei der feinen Zensur?“ Für Anni waren die Erfolge in den wissenschaftlichen Fächern die Hauptsache.

Aber nicht für Ilse's Eltern. „Aufmerksam kann jedes Kind sein, auch ein unbegabtes“, sagte Herr Klein stirnrunzelnd, als er das Zeugnis durchlas. „Ein Mensch, der seine Gedanken nicht fest auf seine Pflicht richtet, wird niemals fürs Leben brauchbar werden. Dir fehlt noch der notwendige Ernst, mein Kind.“

Die Mutter aber hielt es für eine Schmach, daß die Sauberkeit bei einem Mädchen zu wünschen übrig ließ. „Du könntest ganz nette Handarbeiten machen, nur Ausdauer, Eigenheit und Akkuratess fehlen. An der Geschicklichkeit liegt es nicht.“

„Die Sauberkeit gereicht dem Tier,
Dem Schwein besonders noch zur Zier“,

begann Rolf, der auch gerade kein Glanzzeugnis heimgebracht, die Schwester poetisch aufzuziehen.

Ilse's Schleusen kamen in Bewegung. Aber noch hielt sie die Tränen zurück. Nicht weinen vor der neuen Kusine — nein!

Da erklang plötzlich Klein-Heini's Kinderstimmchen hell in das Klappern der Messer und Gabeln hinein: „Du, unse Ilse, zeig' mal behaupt deine Hände — pfui, sind sie doll schmutzig, wie beim Struwwelpeter.“ Heini hatte kaum zu Ende gesprochen, da machte sein Bäckchen auch schon nähere Bekanntschaft mit einer der geschmähnten Hände der Schwester. Sie erschrak selbst, so laut knallte die Badpfeife durch die Stille.

Heini brüllte aus Leibeskräften. Rolf rief ärgerlich: „Aber Ilse!“ Denn das kleine Brüderchen wurde von den Großen verhätschelt, nur ganz selten setzte es mal etwas. Illa sah mit erschreckten Augen von der Kusine zur Tante, was die wohl für ein Gesicht dazu machte.

Die Mutter blickte strafend zu dem temperamentvollen Töchterchen hinüber. Sie sprach nicht, denn Vater ergriff bereits stirnrunzelnd das Wort: „Du sollst das Kind nicht schlagen, Ilse. Schlagen ist roh. Wie kannst du dich erdreisten, Heini zu züchtigen, noch dazu in unserer Gegenwart.“ Selten hatte Ilse den Vater so ärgerlich gesehen.

„Na, wenn ihr ihm alles durchgehen laßt, weil er das Resthäkchen ist, und wenn er Strafe verdient hat“, versuchte Ilse sich zu verteidigen, während ihre Schleusen

jezt, aller Krastanstrengung zum Troß, nicht mehr standhielten. Die salzige Flut entströmte bereits den Augen.

„Wer Strafe verdient hat, weiß ia. Gehe in dein Zimmer und wasche dir die Hände, Ilse. Schäme dich, so unappetitlich zu Tische zu kommen“, sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Ich will überhaupt nicht mehr essen — ich habe gar keinen Hunger mehr! Immer ist das Goldsöhnchen im Recht, und ich bin natürlich wieder der Sündenbock!“ rief's, und raus war sie, die kleine Wütende.

„Ein ganz ungezogenes Mädchen — wir werden die Ilse doch etwas strenger nehmen müssen.“ Dem Vater war die knappe Erholungszeit in seinem anstrengenden Beruf gründlich verdorben.

„Soll ich Ilse nicht wiederholen?“ Rolf erhob sich. Wenn sie sich auch beide öfters kabbelten, er und die Schwester, lieb hatten sie sich beide trotz alledem. Und wenn der eine Strafe erhielt, traf dieselbe den anderen mit. Und heute besonders, wo es Kartoffelpuffer mit Apfelmus gab, durfte Ilse doch unmöglich fehlen.

„Bleib' hier“, befahl da aber der Vater. „Wenn Ilse noch obendrein trotzig ist und nicht von selbst wieder herein kommt, mag sie eben leer ausgehen.“

Ilse war trotzig und erschien nicht. Die saß drin in dem gemeinsamen Ilsenstübchen und weinte herzbrechend. Sie weinte darüber, daß sie das Brüderchen verhauen hatte und den Eltern die Mahlzeit dadurch verdorben. Denn sobald die Bohnwelle verrauchte, war sie wieder das herzensgute Kind, dem sein häßliches Benehmen am meisten leid tat. Sie weinte, daß keiner sie holen kam, wo es doch gerade ihr Leibgericht Kartoffelpuffer gab. Vielleicht hätte sie sich sogar selbst überwunden und sich mit sauber gewaschenen Händen wieder bei Tisch eingestellt, wenn — ja wenn die Illa Große nicht dabei gewesen wäre. Ja, darüber weinte Ilse eigentlich am meisten,

daß sie sich vor der neuen Kusine so ungezogen benommen hatte. Aber merkwürdigerweise war sie nicht auf sich ärgerlich, sondern auf die andere Ilse, daß diese Zeugin ihrer Schmach geworden war.

Im Eßzimmer wollten die Kartoffelpuffer gar nicht so gut munden wie sonst. Dabei hatte Minna sie so schön knusperig gebacken. Der Vater, von dem Ilse ihr Temperament geerbt hatte, bedauerte insgeheim, daß er Rolf verboten hatte, sie zu holen. Denn wenn er auch all seine Kinder gleich lieb hatte, als einziges Mädchen hatte sie mit ihrem heiteren Wesen noch ganz besonders bei ihm einen Stein im Brett.

Die Mutter war unzufrieden, daß Ilse keine ordentliche Mahlzeit zu sich nahm. Das Mädchen war nicht die Allerkräftigste. Einer Mutter schmeckt auch das Beste nicht, wenn ihr Kind leer ausgeht.

Aber sonderbarerweise ging es dem Rolf nicht viel anders. Er würgte an den guten Kartoffelpuffern, von denen er sonst nicht genug bekam.

Die große Illa hatte zum ersten Male ein unbehagliches Gefühl im Hause der Verwandten, in dem es bisher so harmonisch zuing. So sehr Ilse's Festigkeit sie erschreckt, so empfand sie doch warmes Mitgefühl mit der Kusine. Denn sie hatte dieselbe während der wenigen Tage schon von Herzen lieb gewonnen, ohne daß sie das in ihrer stillen Art zum Ausdruck bringen konnte. Wie gern hätte auch sie auf die Kartoffelpuffer verzichtet und Ilse getröstet.

Klein-Heini, die eigentliche Ursache zu der Disharmonie, war eigentlich der einzige, der es sich uneingeschränkt schmecken ließ. Ja er äußerte sogar brüderlich: „Wenn die unse Ilse keine Toffelpuffe kriegt, kann Heini noch doll viel essen.“

Als die unerquidliche Mahlzeit beendet, waren sie alle wie erlöst. Illa wünschte gesegnete Mahlzeit und wollte aus dem Zimmer. Aber die Tante hielt sie zurück.

„Ei, Illa, du hast doch sonst immer mit der Ilse gemeinsam den Tisch abgeräumt, willst du mich heute auch im Stiche lassen?“ fragte sie lächelnd.

Ille schüttelte errötend den Kopf und holte das Versäumte nach. Aber Freude machte es ihr nicht ein bißchen. Und dabei hatte sie sich doch in Gemeinschaft mit der Kusine so gern im Hause betätigt.

„Ille, du schläfst ja dabei ein, ein bißchen fixer. Ein junges Mädchen muß nicht wie eine Großmutter schleichen und hantieren“, scherzte die Tante mit leisem Tadel. Der Gegensatz zwischen den beiden Ilse war Frau Klein noch nie so stark vor Augen getreten. „Magst du Heini ins Bettchen legen? Das ist sonst das Amt unserer Ilse.“

Aber Heini wollte nicht von der „ollen neuen Ilse“ ins Bett gebracht werden. „Die unse soll kommen“, weinte er, denn er war bereits übermüdet. Rolf sprang als guter Bruder ein und spedierte den Kleinen ins Bett, denn nach dem Mittagessen half die Mutter dem Vater in seiner Tätigkeit. Sie nahm Stenogramme auf und schrieb sie dann später mit der Schreibmaschine ab.

Die kleine Ilse hatte das verweinte Gesicht in ein Buch vergraben und blickte nicht auf, als die große das Zimmer betrat. Ja sie empfand es sogar als peinliche, taktlose Störung in ihrem Kummer und Hunger. Denn auch dieser stellte sich allmählich quälend ein.

Ille blieb unschlüssig stehen. Ihre Schüchternheit hinderte sie daran, wie sie es gern getan hätte, den Arm um die Betrübe zu legen und ihr ein liebes Wort zu sagen. Sollte sie? Würde Ilse sie auch nicht zurückweisen?

„Na, was stehst du denn und hältst Maulaffen feil?“ legte da plötzlich Ilse, die Illas stumme Blicke unbehaglich empfand, gereizt los. „Ich bin doch kein Wundertier auf dem Jahrmarkt, das man mit Kleinstadtneugier betrachtet.“ Plötzlich schlug ihre ärgerliche Stimmung in das Gegenteil um. Sie lachte wieder. „Allmächtige

Schokolade — was machst du für erschreckte Augen! Es ist ja nicht so schlimm gemeint“, setzte sie als halbe Entschuldigung hinzu. Denn es fiel ihr ein, daß die Mutter es ihr ans Herz gelegt hatte, freundlich und lieb mit der neuen Ilse zu sein, um dieser das Einleben in der Fremde zu erleichtern. „Natürlich, wir wollen doch Schwestern sein“, hatte Ilse damals der Mutter geantwortet. Hatte sie sich augenblicklich schwesterlich gegen die Kusine gezeigt?

Es ist keinem Menschen angenehm, wenn er Grund hat, mit sich selbst unzufrieden zu sein. Mancher verschlimmert die Sache dadurch noch, daß er seinen Groll auf irgendeine unschuldige Ursache abwälzt. Ilse, die kleine, schielte unbehaglich auf Ilse, die große, die sich an das Schreibpult gesetzt hatte und Briefbogen und Feder zurechtlegte, wohl aus einer Empfindung der Vereinsamung heraus, sich wenigstens brieflich ihren Lieben daheim nahe zu fühlen.

„Jetzt willst du mich wohl gleich bei deinen Eltern verklatschen?“ fragte Ilse herausfordernd.

Die Kusine zuckte zusammen. „Ei wo, das tu' ich ganz gewiß nicht“, sagte sie leise. „Ich — hab' dich doch schon lern.“

Ilse, die noch eben innerlich ihre Glossen über den ostpreußischen Dialekt machen wollte, empfand es beschämend, daß die Kusine viel besser zu ihr war, als umgekehrt. „Ich hab' dich ja auch schon lieb gewonnen, Illa“, sagte sie, allerdings mit etwas Selbstüberwindung. Aber dann kam ihre herzliche Art zum Durchbruch. „Ich habe mich so auf dich gefreut, du solltest meine Schwester sein, und nun — nun wollen wir uns auch unser Zusammenleben nicht verderben. Du bist mir doch nicht mehr böse, nicht wahr?“ Sie schlang die Arme um die Sitzende.

„Ei wo, wie werd' ich!“ Illa wies diesen Gedanken weit von sich und streichelte liebevoll Ilse noch immer nicht einwandfreie Hand.

In diesem weihedvollen Moment beglückender Schwester-schaft erklang plötzlich ein lautes Knurren — Ihes Wagen, der jetzt energisch sein Recht verlangte.

„O Gott, ich sterbe vor Hunger“, seufzte Ise.

„Achottchen, Ise“ — zum erstenmal lachte die Kusine jung und hell —, „warum holst dir denn da nicht was? Es sind noch genug Kartoffelkuchen übriggeblieben. Bitt' doch die Mutter —.“

„Verbietet mir mein Stolz, wo ich vor kurzem noch großartig mitgeteilt habe, daß ich absolut keinen Hunger habe. Ich werde mir von Minna Stullen schneiden lassen.“

Als Ise mit einem großen Teller Brote wieder erschien, hatte Illa inzwischen aus ihrer schön geordneten Schublade Schokolade und Apfel hervorgeholt. „Da, das ist noch aus Ortelsburg.“

„Nein, Illa, was dir deine Mutter mitgegeben hat, ist für dich bestimmt.“ — Es war ein schwerer Kampf für Ise, auf die guten Sachen zu verzichten.

„Ich denk', wir sind Schwestern, dann müssen wir doch teilen“, sagte Illa mit schlichter Selbstverständlichkeit.

Nichts hätte Ise ihr eigenes unschwesterliches Verhalten gegen die Kusine mehr zum Bewußtsein bringen können als diese Worte. Ja, von nun an wollten sie wirklich Schwestern sein — also griff sie zu.

Aber Illa zog das Papier mit den Ledereien zurück. „Sei nicht böse, Ise, aber“ — sie errötete —, „aber wasch dir doch bitte erst deine Hände.“

„Das geht dich gar nichts an“, fuhr die temperamentvolle Ise, die deutlich empfand, daß Illa vollständig recht hatte mit ihrem Verlangen, sie an. „Das sind meine Hände, und hier ist überhaupt mein Zimmer. Und wenn dir's nicht paßt —“ Nein, weiter kam die Ise doch nicht mit ihren häßlichen Worten. Die Zornwelle, die sie überrumpelt, war schon wieder abgeebbt. Stumm

machte sie sich an das Vertilgen ihrer Brote und würdigte Illa und ihre guten Sachen keines Blickes mehr.

Die hatte sich wieder an ihren Brief gesetzt. Aber es wurde nicht viel aus dem Schreiben. Tränen verbunkelten ihren Blick.

Auch Ise wußte nichts Rechtes mit sich anzufangen. Schularbeiten gab's nicht zu erledigen, da Ferien waren. Wie schön hätte sie mit der Illa einen Spaziergang machen und ihr den Tiergarten, den Stolz der Berliner, zeigen können. Aber wenn die auch so war —. Ja, hatte sie denn eigentlich nicht recht gehabt mit dem Händewaschen? Natürlich, aber das war doch nicht Illas Sache. Eine Schwester war doch keine Gouvernante. Bevormunden ließ sie sich nicht, noch dazu von einer, die noch nicht mal die Reise für die dritte Klasse hatte.

Draußen klingelte es. Man hörte eine helle Mädchenstimme. Ise zuckte zusammen. Anni Rotter — sicher hatte der die Neugier auf die Ortelsburger Kusine keine Ruhe gelassen.

Einsteiis empfand Ise den Besuch als eine Erlösung, aber anderenteils — gerade jetzt, wo sie sich versnurt hatten! Anni Rotter steckte bereits den dunklen Kopf zur Tür herein.

„Tag, Ise. Ich wollte mal fragen, ob du mit spazierengehen darfst. Es ist herrliches Wetter draußen. Ach, das ist wohl deine neue Kusine —.“ Während Anni Ise begrüßte, blickte sie mit unverhohlener Neugier auf die Schreibende.

Die hätte am liebsten den Kopf nicht von ihrem Brief gehoben. Aber das wäre unhöflich gewesen. Sie mußte den Besuch, der so bewunderungswürdig sicher auftrat, unbedingt anschauen.

Wie traurig die Augen der jungen Ostpreußerin blickten — Anni Rotter in ihrer strahlenden Heiterkeit fühlte sich ordentlich dadurch beschwert. „Guten Tag“, sagte sie

und reichte dem fremden Mädchen die Hand, denn sie wußte, was sich gehörte.

„Tagchen“, sagte Illa verlegen und beugte unter dem forschenden Blick aufs neue den Kopf über ihr Schriftstück. Aber sogleich hob sie ihn wieder erschreckt. Helles Mädchenlachen erschallte, zweistimmig, nicht endenwollend, sich immer gegenseitig wieder ansteckend.

Galt das ihr? Sicher, man lachte sie aus. Weshalb, wußte Illa nicht. Denn daß ihre ostpreußische Begrüßung „Tagchen“ die Lachgeister der beiden entfesselt hatte, ahnte sie nicht. Gewiß verlachte man sie ihres linkischen Wesens wegen. Aber daß auch Ilse, die ihr noch vor kurzem Schwesternschaft angeboten, mit einstimmte, empfand sie bitter.

Ilse schien über das Lachen und den Besuch der Freundin die Spannung von vornherein ganz vergessen zu haben. „Achottchen, nein, bist du komisch, Illa.“ Ungeniert ahmte sie den Dialekt der Kusine nach, was natürlich eine neue Lachsalve bei Anni auslöste.

Illa drückte die Fingernägel in die Handflächen, daß es sie schmerzte. Sie sah nichts mehr vor dem Tränenschleier, der sich von Sekunde zu Sekunde verdichtete.

Ilse hatte sich inzwischen von ihrer Heiterkeit erholt. Illas verlegenes Wesen war doch zu kleinstädtisch unbeholfen. Wie würde Anni mit den anderen Freundinnen ihre Glossen darüber machen, wenn sie schon hier so lachte. Wirklich peinlich!

„Ich werde Muttchen fragen, ob ich mitgehen darf.“ Es war entschieden richtiger, dem Zusammensein möglichst bald ein Ende zu bereiten. Sie eilte aus dem Zimmer. Vergessen hatte sie vollständig, daß sie mittags von Tisch gelaufen war.

„Mutti — Muttchen — wo bist du denn? Mutti, die Anni Rotter ist da, ob ich mit ihr spazierengehen darf. Es ist so schönes Wetter und —.“ Ilse verstummte



Ury, Jungmädchengeschichten 2.

Im Bett hob sich ein brauner Kopf vom Kissen. Ruth spitzte die Ohren.

plötzlich. Mutters Augen sahen sie gar zu merkwürdig an. Ihr Vergehen ward Ilse plötzlich wieder bewußt. „Ach, Muttichen, hab' mich doch wieder lieb!“ Ebenso ungestüm wie in ihrer Festigkeit war die Ilse auch in ihren Liebesbezeugungen. Fest schmiegte sie das Gesicht an Mutters Schulter, um den ernstesten Blicken nicht mehr zu begegnen.

„Ja, Ilse, war das nun nötig, daß du uns und dir die heutige Mahlzeit derart verdorben hast?“ fragte die Mutter noch immer ernst. Aber halb hatte Ilse's zärtliches Wesen sie schon wieder begütigt.

„Ach, Muttichen, die größte Dämlichkeit war es von mir, noch dazu, wo es die feinen Kartoffelpuffer gab. Ich laufe ganz bestimmt nicht wieder von Tisch, höchstens, wenn es mal — Kohlrüben gibt.“ Denn die mochte sie nicht.

Die Mutter mußte sich Mühe geben, um nicht über Ilse's drollige Art zu lachen. Das Töchterchen hatte schon wieder gewonnenes Spiel. „Na, dann geht nur. Die Illa muß auch bei dem schönen Frühlingswetter an die Luft. Nehmt auch den Heini mit —.“

„Was — mit solchem langen Schwanz? Anni Motter will doch mit mir spazierengehen —.“ Ilse verstummte wohlweislich. Denn sie las in Mutters Augen deutlich, daß es um den Spaziergang wackelig zu stehen begann. „Also meinetwegen.“ Ilse fühlte eine unsichtbare Märtyrerkrone auf ihrem Blondkopf, als sie Heini, der sein Berwürfnis mit der Schwester vollständig verschlafen hatte, für den Ausgang zurecht machte.

„Illa, wir gehen spazieren — willst du mitkommen?“ Sehr einladend klang Ilse's Aufforderung nicht. Sie hoffte immer noch auf die Möglichkeit, daß die Rusine in Anbetracht ihres Streites darauf verzichtete.

Ilse Große war nicht nachtragend. Erfreut ergriff sie die Gelegenheit zur Ausöhnung. Wenn sie auch viel lieber ohne die fremde Freundin, die so spöttisch auf sie blickte, spazierengegangen wäre.

„Jern, wenn's anjenehm ist“, sagte sie bescheiden. Angenehm — nun, das konnte man gerade nicht behaupten. Anni Rotter machte ein unzufriedenes Gesicht, und auch Ilse sah nicht sehr erbaut aus. Als die Freundin sich auf der Straße wie stets in ihren Arm einhängte — an der anderen Hand führte Ilse das Brüderchen —, da ließ sie die Kusine, ohne weiter Notiz von ihr zu nehmen, nebenher schlendern. Und da man in einer belebten Straße nicht gut zu viere in einer Reihe gehen kann, mußte Ilse Große meistens hinterhertraben.

Anni erzählte allerlei Schulgeschichten, die für das fremde Mädchen kein Interesse hatten, da sie die Betreffenden nicht kannte. Nun wäre es ja an Ilse gewesen, vermittelnd eingzugreifen und ein allgemein interessierendes Gespräch, an dem auch die Kusine teilnehmen konnte, zu beginnen. Aber das verlohnte sich doch wirklich nicht der Mühe. Die Ortelsburger Illa tat ja doch nicht den Mund auf. Ilse fühlte ihr Gewissen, das sie ab und an zwidte, sich der Kusine zu widmen, genügend dadurch entlastet, daß sie ihr hin und wieder einen Brocken zuwarf: „Das hier ist unser Brandenburger Tor,“ — „nun sind wir im Tiergarten,“ — „jetzt kommt bald der Goldfischteich,“ — nein, wirklich, mehr konnte man nicht von ihr verlangen. Auch als Heini auf den Parkwegen, wo kein Wagen drohte, umherspringen durfte, dachte Ilse nicht daran, der Kusine ihren freien Arm anzubieten. Das heißt, sie dachte schon daran, aber sie tat es nicht. Wer konnte wissen, wie Anni Rotter das aufnahm. Na, und schließlich hätte ja die Illa auch von selbst einhaken können. Wenn sie so „doof“ war und sich nicht traute, dann konnte sie eben allein gehen.

Der kleine Heini mußte wohl trotz seiner Kinderharmlosigkeit die Zurücksetzung empfinden, die der fremden Kusine geschah. „Du — olle neue Ilse, warste unartig?“ fragte er, da sie so stumm nebenherschritt. Illa schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Aber die Kehle wurde

ihr dabei eng. „Du darfst von mir angefaßt werden“, sagte er großmütig und reichte ihr sein kleines Händchen hin. Ilse Große klammerte sich daran wie ein Ertrinkender. Die drollige, muntere Unterhaltung ihres kleinen Kavaliere ließ sie für Augenblicke vergessen, daß die Kusine sich nicht um sie kümmerte, daß Anni Rotter mit spöttischen Augen auf sie blickte. Ja, sie lachte sogar, als Heini eine Schnur aus der Tasche zog und sich durchaus „ein Goldfischchen“ aus dem Goldfischteich angeln wollte. Dabei ward ihr die eingepreßte Kehle wieder weit und das Herz frei.

Auch Ilse Klein fühlte sich erleichtert, als sie Illas Lachen vernahm, denn sie empfand ihr Unrecht, trotzdem sie dasselbe bemäntelte. Die beiden schienen sich ja recht gut miteinander zu belustigen. Um so besser, so schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe. Daß der Kleine bald wieder seine Kavaliersplichten vergaß und bald hierhin, bald dorthin sprang, — schien Ilse Klein nicht zu bemerken. Die Anni erzählte auch gerade zu Ulliges von Trude Berg. Nein, das hatte wirklich kein Interesse für die Kusine.

„Nun, war's schön, habt ihr euch gut miteinander unterhalten?“ fragte die Mutter die heimkehrenden Kinder. Die kleine Ilse bejahte eifrig. Sie hatte sich ganz vorzüglich unterhalten, wenn auch nicht mit der Illa, sondern mit der Anni. Die große Ilse schwieg, um keine Unwahrheit zu sagen. Aber das fiel nicht weiter auf, da sie ja auch sonst kaum redete.

Wie es auf dem ersten Spaziergang gewesen, so ging es weiter, auch später in der Schule. Ilse Große blieb einsam inmitten der fröhlichen Gemeinschaft. Ihre schüchterne, abwartende Art ließ sie nicht unaufgefordert teilnehmen an munterer Unterhaltung, Spielen und Verabredungen außerhalb der Schulzeit. Nachdem die ausgelassenen jungen Dinger lange genug heimlich ihre Glossen über die linkische Art und über den breiten Dialekt

der Neuen gemacht, verlor man das Interesse für sie. Man ließ sie laufen. Die große Ilse hielt sich in ihrer Vereinsamung natürlich an die kleine Ilse, die meistens den Mittelpunkt des fröhlichen Kreises bildete. Aber die empfand die Zugehörigkeit der Ortelsburger Kusine zu ihr wie ein Bentnergewicht, das sie allenthalben mit-schleppen mußte. Erlaubte ihr doch die Mutter keine Verabredung, keine Zerstreuung, ohne daß auch Ilse Große daran teilnahm. Wie leicht wäre es für Ilse Klein gewesen, der Kusine eine andere Stellung in der Klasse zu schaffen, indem sie den Freundinnen mit gutem Beispiel voranging, die Neue zu sich heranzuziehen. Statt dessen machte sie mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Kusine, beteiligte sich an den heimlichen Spötteleien, schnitt eine Grimasse, wenn Illa sich zu ihr gesellte, ja schämte sich sogar ihrer.

Bei den Lehrern und Lehrerinnen hatte Ilse Große bald einen Stein im Brett. Nicht etwa, daß sie gerade besonders begabt gewesen wäre. Ilse Klein war entschieden begabter als sie. Aber ihr bescheidenes, aufmerksames Wesen, ihre geordnete Pflichttreue erwarben sich die Anerkennung der Lehrer. Ja, es kam sogar vor, daß die große Ilse der kleinen als Beispiel in bezug auf Ordnung und Sauberkeit der Hefte vorgehalten wurde. Das war äußerst peinlich, wo man sie doch sonst mit den Kenntnissen stets in den Schatten stellte.

Zu Hause ging es ähnlich. Ihre freundliche, bereitwillige Art gewann der Illa alsbald die Zuneigung der Verwandten. Es machte ihr Freude, der vielbeschäftigten Tante im Haushalt zu helfen, dem Onkel dienstbeflissen Aschbecher und Zeitung zu bringen. Ja, selbst Rolf gewöhnte sich daran, sich mit abgerissenen Knöpfen vertrauensvoll an die Kusine zu wenden. Denn bis die Schwester Fingerhut und Nadel fand, das dauerte eine Ewigkeit. Auch hatten die Knöpfe, die Ilse, die kleine,

annahnte, die tadelnswerte Eigenschaft, alsbald wieder Reißaus zu nehmen. Rolf war zu der Erkenntnis gekommen, daß die Ortelsburger Kusine ein „ganz brauchbares Frauenzimmer“ sei. Heini allerdings nannte sie nach wie vor „die olle neue Ilse“. Seine Sympathie für sie war nicht allzu groß. Das kam daher, daß die Kusine, wenn sie ihn mal beaufsichtigte, keine Dummheiten mit ihm machte, daß sie verlangte, er solle seine Spielsachen aufräumen und seine reine Schürze nicht beschmutzen. Auf solche kleinen Außerlichkeiten hatte Schwester Ilse niemals Wert gelegt. Darum meinte Klein-Heini auch ganz unverblümt: „Die unse Ilse hab' ich viel mehr lieb“.

„Umgang färbt ab“, pflegt man zu sagen. Bei all ihrer Lieberlichkeit konnte sich Ilse doch nicht dem günstigen Einfluß, den das Zusammenhausein mit der pedantisch ordentlichen Illa auf sie ausübte, ganz entziehen. Das Ilsestübchen sah jetzt immer nett und aufgeräumt aus, wenn Ilse auch ihre Sachen noch so herumwarf. Illas ordnende Hand war stets in Bereitschaft. „Himmel, die Gouvernante ist schon wieder hinter mir her“, beschwerte sich Ilse lachend. Aber eigentlich fand sie das Walten der Kusine doch recht angenehm. Es setzte lange nicht so viele Rügen von der Mutter. Überall, wo die hüschlige Ilse etwas versäumt hatte, hatte Illa helfend eingegriffen und den Fehler in Ordnung gebracht, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

„Du bist mein gutes Heinzelmännchen“, sagte Ilse oft scherzhaft, aber die Dankbarkeit klang doch durch. Dann errötete Illa vor Freude. Ach, sie wollte ja nichts anderes, als daß die Kusine sie ebenso lieb haben sollte, wie es umgekehrt der Fall war. Die rührende Bereitwilligkeit und Anhänglichkeit Illas konnte auch auf Ilse nicht wirkungslos bleiben. Sie hatte ja ein warmes, empfängliches Herz. Wie oft nahm sie sich vor, Illa ihre liebevolle Fürsorge zu vergelten und auch in der Schule und im Freundinnen-

kreiße nett mit ihr zu sein. Aber sobald eine die Nase über Illa rümpfte, sobald man sie „mopsig“ fand, waren alle guten Vorsätze vergessen.

Illä litt unter dieser Ungleichheit der Kusine. Hatte sie heute noch glückstrahlend geglaubt, sich Ihes Zuneigung errungen zu haben, so fühlte sie sich morgen wieder zurückgesetzt, ausgestoßen. Das machte sie noch scheuer und stiller, als sie es sonst vielleicht gewesen wäre.

Tage und Monate vergingen. Aprillaunen wichen dem Mailüftel, Junirosen verblühten. Ilse Klein hatte nach vielem Betteln die Erlaubnis von den Eltern bekommen, mit ihren Schulfreundinnen Tennis zu erlernen. Es war selbstverständlich, daß auch Illa daran teilnahm, trotzdem die Freundinnen über Ihes „Inseparable“ ein schiefes Gesicht zogen. Der Tennismittwoch wurde alsbald der wichtigste und schönste Tag in der Woche. Man schlug die Bälle begeistert und bald auch ganz kunstgerecht. Lachen und helle Mädchenstimmen mischten sich mit Schwalbengezwitscher in blauer Luft.

Nur für eine war der Tennismittwoch eine neue Quelle von Bitterkeit. Ilse Große hatte bisher nicht viel Sport getrieben und stellte sich nicht besonders geschickt an. Sie war etwas vierschrötig gebaut und in ihren Bewegungen, im Gegensatz zu der zierlichen Kusine, nicht schnell und elastisch. So kam es, daß sie stets mit ihrem Schläger in die Luft schlug, während der Ball ganz wo anders hinsprang. Natürlich wurde sie wieder weiblich ausgelacht. „Ilse Große fängt Fliegen“, spottete die ausgelassene Schar. Aber als man selbst Fortschritte in der Tenniskunst machte, wollte keine mehr Ilse Große als Partnerin haben. Auch Ilse Klein, die doch vor allem die Verpflichtung dazu gehabt hätte, drückte sich, wo sie nur konnte, von der Spielgemeinschaft mit Illa. „Den schwarzen Peter“ nannte man sie heimlich und stieß sich lachend an, wenn eine „den schwarzen Peter“ als Partnerin erwählt hatte.

Ilse Große blieb dieser Spottname natürlich so wenig verborgen wie das Gekicher und Geflüster der die Köpfe zusammenstreckenden Mädels. Aber als Ilse Klein eines Tages in ihrem Spieleifer unüberlegt meinte: „Ich will den schwarzen Peter auch nicht jedesmal aufgebudelt bekommen, jetzt kann ihn mal eine andere nehmen“, da hatte Ilse Große still ihre Sachen zusammengepackt. Sie war mit brennenden Augen und wehem Herzen heimgegangen, fest entschlossen, an den Tennismittwochen künftig nicht mehr teilzunehmen.

Ilse Klein hatte ein arg böses Gewissen, als sie die Kusine davongehen sah. Sie wollte ihr nachlaufen und sie zurückholen, aber Scham vor den Freundinnen hielt sie davon ab. Ihes Herz tat plötzlich nicht weniger weh, als das der Kusine, die sie gekränkt hatte.

„Na, den schwarzen Peter sind wir glücklich los — sei froh!“ sagte Anni Rotter lachend zu Ilse.

„Du bist schuld, daß sie davongelaufen ist, du ganz allein. Du hast den Namen ‚schwarzer Peter‘ aufgebracht —“, fuhr Ilse im Gefühl des eigenen Unrechtes die Freundin an.

„Was, ich?“ Anni Rotter war auch kein sanftes Lämmchen. „Was — wer hat denn den Namen ‚schwarzer Peter‘ so laut ausrumpet, daß sie es hören mußte? Wer wollte sie denn nicht immer aufgebudelt haben — wie? Das wäre ja noch schöner, mir jetzt die Schuld in die Schuhe zu schieben —.“

„Hast du auch, die ganze Schuld hast du! Keine andere hat sich von Anfang an so über sie mokiert wie du und Glossen über sie gemacht. Du hast all die Mädels gegen sie eingenommen und bist schuld daran, daß ich nicht so nett mit ihr war, wie es sich gehört“, sprudelte Ilse ihre arge Gewissensnot heraus.

„Koch' ihn dir doch sauer, deinen ‚schwarzen Peter‘. Ich spiele lieber Tennis.“ Anni schleuderte den Ball so wütend, als ob sie damit alle Vorwürfe von sich abwälzen

könnte. Ilse aber war die Freude am Spiel gründlich versalzen. Sie sah die Bälle nur undeutlich, weil Tränen ihre Blicke trübten, so daß sie heute nicht besser spielte als die, die man verlacht hatte. Als es heimwärts ging, waren die beiden Busenfreundinnen miteinander „schuß für alle Ewigkeit“.

O je, wie das Ilse das Herz bedrückte! Aber nicht weniger der voraussichtliche Empfang, der zu Hause ihrer harrte. Sicher hatte Illa sie verklatscht. Was würde die Mutter nur dazu sagen? Ilse begriff es jetzt selbst nicht, daß sie so schlecht zu Illa, die ihr stets nur Liebes tat, hatte sein können.

Mit bösem Gewissen betrat Ilse das Wohnzimmer.

„Na, war's schön, mein Mädel?“ Liebevoll klang die Stimme der Mutter ihr entgegen.

„Nein, es war heute gar nicht so schön wie sonst“, sagte Ilse kleinlaut, der Wahrheit gemäß. Sie wußte nicht recht, was sie von dem Empfang denken sollte.

„Sicher, weil deine Namensschwester Kopfschmerzen hatte. Das hat dir aus Sympathie für sie gewiß auch die Freude verdorben“, meinte die Mutter.

O Gott, wenn Muttmchen wüßte! Ilse verließ eilends das Zimmer, um sich nicht zu verraten. Also hatte die Illa doch nicht geklatscht. Natürlich — sie war tausendmal besser als sie selbst.

Ein scheuer Blick streifte die Stubengenossin, als Ilse das gemeinsame Stübchen betrat. Die hatte den dunklen Kopf über eine Handarbeit gebeugt. Sie sah nicht auf.

„Warum bist du denn fortgelaufen?“ fragte Ilse ziemlich gepreßt, denn sie wußte ja die Antwort im voraus.

„Weil ich keine Last für dich sein will“, antwortete Illa und beugte den Kopf noch tiefer.

„Quatsch“ — sagte Ilse, trotzdem die Kusine den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. „Wie kannst du bloß gleich beleidigt sein und keinen Spaß verstehen!“

Da hob Illa den Kopf. Ihre Augen sahen verweint aus. „Das war ganz gewiß kein Spaß — das war Ernst!“ sagte sie bestimmt. „Achott, ich kann es euch ja auch gar nicht verdenken, daß ihr nicht mit mir spielen wollt, wo ich mich so ungeschickt dabei anstell'. Ich werd' ja auch gar nicht mehr mitgehen. Ich hab' selbst keine Freude daran und verderb' sie euch noch obendrein.“ Das war so ganz Illas selbstlose Art, daß sie nicht minder an das gestörte Vergnügen der anderen dachte. „Nur daß —.“ Sie verstummte.

„Was — Illa?“ Noch nie in ihrem zwölfjährigen Leben war sich die Ilse so schlecht vorgekommen.

„Na ja, daß du das mit dem schwarzen Peter und dem Aufbudeln so vor all den anderen gesagt hast. Ich hätt' ja schon längst fortbleiben sollen, wo ich doch schon immer bemerkt hab', wie unangenehm ich euch bin. Es geschieht mir schon ganz recht —.“ Ein Tropfen löste sich von den gesenkten Wimpern und rollte ihr die Nase entlang.

Da war's um Ilse's Fassung geschehen. Laut auf schluchzte sie, die zurückgepreßte Gewissenspein brach sich Bahn. Beide Arme schlang sie um die Sitzende.

„Nein, Illa, nein! Unrecht ist dir geschehen — tausendmal Unrecht. Ich bin so schlecht — so schlecht bin ich zu dir gewesen. Aber nun soll es anders werden, ganz gewiß. Ich weiß, daß du viel, viel besser bist als die anderen. Vergiß, was ich Häßliches gesagt habe, Illa, und verzeih mir, ja?“ Ilse's Augen hingen in flehentlicher Bitte an dem blassen Gesicht der anderen.

„Ich will schon versuchen, nicht mehr dran zu denken. Ei ja, wenn's nur gehen möcht'. Versprechen kann ich's dir nicht. Und auch du sollst nichts versprechen. Denn —.“ Sie stockte.

„Was, Illa?“ Sonst hatte Ilse immer in geistiger Beziehung auf die Kusine herabgesehen. Heute kam sie sich jünger und dümmer Illas ruhiger Verständigkeit gegenüber vor.

„Weil du's doch nicht halten kannst, Ilse. Du möchtest schon — ei ja, ich weiß — aber es geht doch nun mal nicht. Wenn die andern wieder über mich lachen werden, wenn Anni Rotter mich wieder 'schwarzer Peter' nennt —.“

„Das darf sie bestimmt nicht mehr. Ich leid's nicht. Und überhaupt — wir sind ja schuß miteinander für alle Ewigkeit“, beteuerte Ilse.

„Ja, denn —.“ In den grauen Augen der Kusine glomm ein Hoffnungsfunken auf.

„Also bist du mir nicht mehr böse, Illa?“ Die Kleine hatte ihren Vorteil sogleich erspäht.

„Ei wo!“ Ein Kuß — und es war alles wieder gut.

Eine Ewigkeit dauert recht lange. Für geborstene Mädchenfreundschaft bedeutet es schon eine Ewigkeit, wenn man drei Tage lang nicht miteinander redet.

Am ersten Tage schauten sich Ilse und Anni überhaupt nicht an. Die beiden Ilsen gingen Arm in Arm und waren von Herzen froh dabei.

Am zweiten Tag begann man schon ein wenig nacheinander hinüberzuspielen, ob der andere wohl noch eine sehr abweisende Miene zur Schau trage. Aber wenn Annis und Ilse's Blicke sich kreuzten, sahen beide schnell in entgegengesetzte Richtung. Illa empfand heute bereits die Unaufmerksamkeit der Kusine. Dieselbe hatte entschieden viel mehr Interesse für den lachenden Mädchenkreis, dessen Mittelpunkt ihre Feindin Anni war, als für Illas Unterhaltung über den Klassenaufsatz in der nächsten Stunde, vor dem dieser „janz jeheerig bange“ war.

Am dritten Tage aber lächelte Anni schon wieder. Ilse lächelte zurück. Und dann lachten sie alle beide, daß sie so dumm gewesen waren, sich miteinander zu verzanzen.

Die Ewigkeit war zu Ende.

Die beiden Kusinen gingen nicht mehr zu zweien Arm in Arm, sondern zu langer Kette untergearmelt mit den andern. Man nahm die große Ilse ergebungsvoll

mit in den Kauf, um der lustigen kleinen willen. Illa, die zu zweien ganz munter geplaudert hatte, wurde wieder schüchtern und still. „Mospig“ nannten es die Mädel. Sie vermieden es aber jetzt, ihre Glossen in Gegenwart von Ilse Klein über die Kusine zu machen, denn man wollte es mit ersterer nicht verderben.

Augenblicklich hatte man auch wirklich ganz anderes im Sinn. Die Klassenlandpartie, die alljährliche, sollte am 22. Juni stattfinden. War das eine Aufregung in der vierten Klasse. Wo geht es hin? Was zieht ihr an? Was nimmt man mit? Das waren alles Fragen von ungeheurer Wichtigkeit.

Die kleine Ilse führte mal wieder das große Wort in der Schule: „Herr Professor Reuter hat eine Dampferfahrt von Wannsee nach Potsdam vorgeschlagen. Au fein, Kinder! Da müssen wir alle Matrosenkleider anziehen. Und Rucksäcke nehmen wir mit und eine Unmenge von Stullen und doll viel Bonbons.“

„Herr Professor will mit uns auf den Pfingstberg; von dort hat man die schönste Aussicht über die Havelseen und über Potsdam“, rief eine andere.

„Aber Fräulein Böttcher kommt auch mit, sie hat's schon gesagt“, überschrie sie eine dritte.

„Ach was — da wird's tranig — wir brauchen keinen Anstandsbaubau — dann schon lieber den Säugling — ja, ja, der Säugling muß mit.“ Der letzte Vorschlag fand allgemeinen Beifall. „Der Säugling“ war die jüngste Lehrerin des Lyzeums. Sie hatte ein rosiges, rundes Gesicht und pflegte zum Frühstück stets ihr Milchfläschchen mitzubringen. Daher hatten die mutwilligen Mädel ihr diesen etwas merkwürdigen Beinamen angehängt. „Der Säugling“ oder vielmehr Fräulein Rose erfreute sich allgemeiner Beliebtheit.

„Nur noch vier Tage, achtzehn Stunden und vierzig Minuten“, rechnete Anni Rotter, die sonst in Mathematik

nicht gerade glänzte, mit bewunderungswürdiger Firgigkeit aus.

„Ei, wenn's nu aber reijnen mecht?“ erklang es da im schönsten ostpreussischen Dialekt dazwischen.

„Ei wo, warum mecht's denn reijnen!“ Anni Rotter, das Iose Mädel, konnte sich nicht überwinden, sie mußte Ilse Große schon wieder nachhassen. Selbst auf die Gefahr hin, wieder mit der kleinen Ilse „schuß für alle Ewigkeit“ zu werden.

Aber Ilse Klein dachte heute nicht daran, der Anni deshalb die Freundschaft zu kündigen. Die stimmte selbst am allerlautesten in das Lachen der andern ein. Nein — es war aber auch zu komisch. Zum erstenmal wagte Ilse Große es, den Mund bei einer allgemeinen Debatte zu öffnen, und da geschah es nur, um zu „unten“, um Regen zu prophezeien. Nun, dafür war sie eben der schwarze Peter.

Ilse Große hatte sich erschreckt auf die Lippen gebissen, daß sie es gewagt hatte, in dem lebhaften Kreise eine eigene Meinung zu äußern, und daß diese eine derartige Heiterkeit auslöste. Sie blickte hilfesuchend zur Kusine — die lachte, lachte.

„Illa, Rolf kann dich zu seinem Laubfrosch ins Aquarium sperren —, du machst demselben entschieden als Wetterprophet Konkurrenz.“ Wieder erfolgte eine allgemeine Lachsalbe, die zum Glück für Illa durch Fräulein Böttchers Eintritt unterbrochen wurde.

Viel Aufmerksamkeit war bis zum Schulausflug nicht mehr in der Klasse. Am Vorabend wurden Barometer, Laubfrosch, Wolken, Witterungsprognose in der Zeitung, alles, was nur irgendwelche Beziehungen zum Wetter hatte, eifrigst befragt — kein Zweifel, die Aussichten waren durchaus günstig.

Eine aber aus der vierten Klasse wünschte aus vollem Herzen, daß Jupiter Pluvius den Ausflug verregnen lassen

möge. Ilse Große fürchtete sich geradezu vor demselben. Ach, sie wußte im voraus, es würde ihr dabei nicht viel anders ergehen, als beim Tennisspiel. War Ilse unter den fröhlichen Genossinnen, dann war die Kusine für sie nicht mehr vorhanden.

„Ich würde am liebsten morjen jar nicht mitjehn“, sagte sie zögernd.

„Wa—as?“ Ilse blieb der Mund vor Staunen halb offen. „Ja — bist du denn krank?“

„Ei wo, aber du hast dann die anderen alle, da wirst du mich doch ganz jewiß nicht vermissen.“

„Nein, vermissen werde ich dich gewiß nicht!“ Ilse mußte wirklich über diese Zumutung lachen.

„Na, siehst, du hast ja deine Anni Rotter, also —.“

„Diebes Kind“, — die kleine Ilse kletterte auf die Beheuspitzen, um ihren Worten der großen gegenüber mehr Nachdruck zu verleihen —, „die Eifersucht auf meine Freundinnen mußt du dir wirklich abgewöhnen.“

„Ich bin jar nicht eifersüchtig, bloß —.“

„Bloß?“

„Ich wollt', ich könnt' morjen zu Hause bleiben.“

Der Anfang war wieder das Ende vom Liede. Still räumte die große Ilse die Sachen der kleinen, die diese beim Rudersuchen aus dem Schrank riß, wieder ein. Ilse half ein wenig beschämt. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren: „Eigentlich hat die Illa gar nicht so unrecht. Wäre es nicht für alle Teile das Beste, sie bliebe zu Hause? Ihr liegt nichts dran, ich habe dann keine Verpflichtungen gegen sie, und die andern würden sich freuen, wenn ich mich mal ohne meinen Schatten sehen ließe.“ Das war ein recht häßlicher Gedanke. Ilse empfand das selbst, und daneben eine geheime Furcht, es könnt' am Ende morgen zur Strafe für solche lieblose Empfindung regnen.

„Der Mond hat einen Hof, das bedeutet schlechtes Wetter“, teilte Rolf beim Abendbrot mit.

„Schwindel — du hast ihn gewiß angeschielt. Er sieht vielmehr nach Hitze aus“, behauptete die Schwester.

„Wenn's morgen regnet, dann freut sich ich doll“, rief Heini.

„Aber Heini, dann sind doch die beiden Ilsen traurig, daß sie nicht fortfahren können“, stellte ihm die Mutter vor.

„Sollen sie auch. Doll traurig sollen sie sein. Weil sie ohne mir mit'n großen Schiff fahren wollen.“ Der Kleine war empört, daß er nicht mitgenommen wurde zu dem Ausflug, von dem die Schwester seit Tagen unaufhörlich redete.

Als er in seinem Bettchen lag und sein Nachtgebet sprach, fügte er noch hinzu: „Lieber Gott, mach' doch, daß es morgen doll regnen und schneien soll, ja? Amen.“

„Amen“, sagte die große Ilse, die ihn ins Bett gebracht, aus tiefstem Herzen hinterher. Aber gleich darauf kam sie sich recht schlecht vor. War sie nicht selbstsüchtig? Dachte sie gar nicht daran, welche Enttäuschung das für Ilse und die übrigen Schulkameradinnen bedeuten würde?

Petrus kümmerte sich weder um das Wünschen der vielen Mädchenherzen noch um das Abendgebet des kleinen Heini. Er hüllte den 22. Juni in ein Wettergewand, aus dem man nicht recht klug wurde. Es regnete nicht, aber es schien auch keine Sonne. Es war nicht warm, es war auch nicht kalt. Der Himmel war bewölkt, nur — schneien tat es nicht, obgleich Heini darum gebeten. Mit einem Wort, es sah „mulmig“ aus, wie der Berliner zu sagen pflegt.

„Das wird heute noch das schönste Müzenwetter, Ißchen“, tröstete die Minna, welche Ißes ängstlich zweifelnde Blicke zum grauen Himmel beobachtete.

„Glaub' ich nicht — nimm dir nur Schwimmhosen mit“, neckte der Bruder.

„Nein, Ilse, das weiße Matrosenkleid kannst du unmöglich heute anziehen, damit verdirbst du bestimmt das

Wetter“, meinte jetzt die Mutter, die Berge von belegten Broten für die Kinder zurechtmachte. „Zieh dir lieber dein rotes Musselinkleid an. Da bist du für alle Fälle gesichert. Die Illa ist viel verständiger als du, die hat schon von selbst ihr blaues Kleid an.“

„Weil sie gar kein weißes Matrosenkleid hat. In dem ollen roten macht mir der ganze Ausflug keine Freude. Wir müssen überhaupt als Matrosen kommen, weil es doch eine Dampferfahrt ist“, regte sich das Töchterchen auf.

„Nun, es wird doch wohl kein Tadel darauf stehen. Sei vernünftig, Ilse, du hast viel mehr Freude, wenn du dem Wetter entsprechend angezogen bist.“

Ilse wollte aber nicht vernünftig sein. Eben war bestimmt ein Sonnenstrahl durch die Wolken gehuscht, die andern hatten bloß gerade nicht hingesehen. „Ich nehme meinen Regenmantel mit, Muttchen“, damit wurden alle mütterlichen Mahnungen beruhigt.

Aber der Regenmantel fand sich nicht gleich. Fräulein Viederlich hatte ihn im Hinterkorridor an einen Haken gehängt, anstatt in den Kleiderschrank. Spät war es auch, denn das In-die-Wolken-Gucken hatte geraume Zeit in Anspruch genommen. So griff Ilse nur zum Rucksack — ach was, Minna hatte ja gesagt, es würde heute noch das schönste Müzenwetter. Ein Glück, daß Mutter in der Küche beschäftigt war und den Ausbruch des leichtsinnigen Töchterchens nicht mit ansah. Illa, der Jugendmoppel, hatte natürlich trotz des dunklen Kleides Mantel und Schirm bei sich.

„Die Musspriße hättest du zu Hause lassen können, das ist ja geradezu eine Herausforderung für den Regen“, lachte Ilse sie aus.

„Ich glaub', ich hab' schon einen Tropfen jekriegt.“ Illa hob die Nase zu den Wolken.

„Olle Unke!“ Ilse lief so schnell, daß die Rufine ihr kaum folgen konnte, um dem drohenden Regen zu entgehen.

Am Wannseebahnhof war schon alles versammelt. „Na, Kinder, wollen wir es denn wagen?“ fragte Fräulein Böttcher, die sich trotz der geringen Begeisterung der Schülerinnen an dem Ausflug beteiligte.

Einstimmiges „Ja“ erfolgte.

„Was meinen Sie, Fräulein Rose?“

Fräulein Rose blickte in die erwartungsvollen Augen rings umher und meinte, daß man es wohl wagen könnte. Na ja, dafür war sie ja auch der Säugling und noch recht leichtsinnig.

Professor Reuter besorgte bereits die Fahrkarten.

„Mädchen, bleib' bloß bei mir, ja?“ Illa schob ihren Arm in den der Kusine. Diese machte ein ungnädiges Gesicht. Na, das fing ja gut an. Sie war doch zu ihrem eigenen Vergnügen da und nicht, um bei der Kusine Kinderfrau zu spielen.

Als der Zug einfuhr, gab es ein Gedränge. Es wurde Ilse nicht allzu schwer, Illa dabei zu verlieren. Die Freundinnen waren alle beisammen in einem Abteil.

„Das hast du fein gemacht, Ilse“, lobte Anni. „Gut, daß du deinen langweiligen Schatten mal für ein Weilchen los bist.“

Ilse hatte das deutliche Gefühl, daß sie das durchaus nicht fein gemacht, sondern daß sie sehr unrecht gehandelt habe. Aber Mädchenlachen und Scherze, Bonbons und lustiger Sang ließen derartige Empfindungen nicht aufkommen. Ach was, der Tag war ja noch lang genug. Man konnte ja auf dem Dampfer beisammensitzen.

Die Hoffnung, daß in Wannsee der Himmel blau sein würde, erwies sich als trügerisch. Eine graue Wolkenwolke war über den grauschwarzen See gestülpt. Die lachenden Villenufer lagen heute ernst und unbelebt. Die weißen Segel der vielen Boote da draußen hingen schlapp und bewegungslos.

Um so lebhafter war der Mädchenschwarm, der zur

Dampferanlegestelle hinabschwirrte. Illa schritt neben Fräulein Böttcher, die das bescheidene, fleißige Mädchen gern mochte.

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, raunte Anni der Freundin zu, auf das Paarweisend. „Komm, daß sie uns nicht erst erwischt.“

Ilse zögerte. Es war doch ihre Pflicht, sich um die Kusine zu kümmern. Aber — die war ja bei Fräulein Böttcher gut aufgehoben. Mit ihrer Ehrpusseligkeit paßte sie überhaupt besser zu der Lehrerin als zu ihnen. Da hatte Anni sie auch schon an die Spitze des Schiffes mit fortgezogen. „Komm schnell, Fräulein Böttcher setzt sich bestimmt nach hinten unter das Verdeck. So — die Gefahr wäre glücklich vorüber.“

Die kleine Ilse sah die große suchend das Deck überfliegen, dann einen Augenblick zögern, ehe sie der Lehrerin folgte. Gewiß hatte Illa sie erpäht, aber da sie gerade krampfhaft in die Wolken schaute, es nicht gewagt, sich zu ihnen zu gesellen.

„Kinder, kommt lieber nach hinten, vorn zieht es, und wenn es regnet, werdet ihr naß“, rief der Säugling vorsorglich, trotzdem er noch in dem Alter des Leichtsinns stand.

Die Schiffstute war so freundlich, ihre Worte, denen man ja doch nicht Folge geleistet hätte, zu überschillen. Das Schiff glitt in die düstere Weite hinaus.

Professor Reuter stand mit hochgeschlagenem Mantelkragen — denn im Fahren würde es kühl — vorn neben den Freundinnen. Er machte sie auf die Malervilla aufmerksam, deren Abbild in der Nationalgalerie hängt. Er wies ihnen den Kaiser-Wilhelms-Turm und die aus der Ferne grüßenden Türme von Spandau. An dem schwimmenden Hausboot-Restaurant mit seinen bunten Blumen, das mitten auf dem Wannsee verankert liegt, ging es vorüber bis zum Ende der Wannseebucht, wo die Havelströmung einseht.

Man zog die Rucksäcke hervor und begann zu futtern. Denn eine Seefahrt macht Appetit. Man sang das Lied von der Lorelei, obgleich man auf der Havel fuhr und nicht auf dem Rhein.

Anni stieß die schweigsam ihr Brot kauende Ilse an. „Sag mal, du bist wohl heute mit dem linken Fuß aufgestanden, mein Herzchen? Oder frierst du etwa? Ja, natürlich, deine Hände sind ja eiskalt. Zieh doch deinen Mantel an.“

Das war leichter gesagt als getan, wenn man keinen bei sich hatte. Die übrigen Mädels hatten alle schon etwas übergezogen, denn der Wind hatte sich, seitdem man aus der Bucht heraus war und auf der Havel fuhr, gedreht. Es wehte stark; tiefhängende Wolken jagten hinter dem Schiff her.

Unbedingt, es war recht kalt geworden. Ilse dachte sehnsüchtig an ihren Mantel daheim. Hätte sie nur wenigstens das wärmere Kleid angezogen. Das kam davon, wenn das Ei klüger sein will als die Henne. Trotzdem Ilse sich sonst immer eines beneidenswerten Appetits erfreute, wollten die von Mutter so gut belegten Brote nicht recht rutschen. Das lag aber mehr an einem Gefühl innerer Kälte als an der äußeren. Ilse hatte wieder mal die Empfindung, daß sie gegen Illa grundschlecht handelte. Die Mutter hatte ihnen nur einen gemeinsamen Rucksack gepackt, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie beisammenbleiben würden. Und nun hatte die Illa keine Frühstücksbrote, denn Ilse hatte sich stolz den Rucksack aufgeschnallt. Alles Futterte ringsumher, selbst Professor Reuter. Nur die arme Illa hatte kein Frühstück. Ilse empfand es deutlich als eine Schlechtigkeit, daß sie die Kusine hungern ließ, anstatt ihr den Rucksack hinzubringen. Aber dann behielt Fräulein Böttcher sie am Ende bei sich, weil es vorn zu kühl wäre. Oder aber die Illa heftete sich wieder an ihre Fersen und kam mit

ihr mit. Na, und die Gesichter von den Freundinnen dann! Ilse wußte es im voraus, wie sie sich anstoßen würden, wie sie die Köpfe zusammenstießen und ihre Witze über die „Unzertrennlichen“ machen würden. Nein! Nein! Wollte die Illa mit ihr zusammensein, konnte sie ja zu ihr kommen. Sie konnte sich ja ebensogut ihr Frühstück von ihr holen, wenn sie Hunger hatte. Deshalb brauchte sie sich doch wirklich den schönen Tag nicht zu verderben.

So sehr schön war der Tag ja nun eigentlich nicht. Die ersten Regentropfen fielen, langsam und schwer. Kreischend flog ein Teil der jungen Mädchen unter das Schiffsverdeck. Der Freundinnenkreis hielt trotz der Mahnung Professor Reuters, lieber das geschützte Hinterteil des Dampfers oder gar die Kajüte aufzusuchen, in Wind und Regen stand. Ilse schämte sich, daß sie weniger wetterfest sein sollte als die anderen. Sie ärmelte von der einen Seite die Anni, von der andern die Trude unter, da war's nicht ganz so kalt mehr.

Plötzlich fühlte sie sich in den Arm gekniffen. „Achtung, Gefahr im Anzuge“, raunte ihr Anni zu. „Feind in Sicht!“

Ilse Große tauchte aus dem gedeckten Schiffsteil hervor und kam trotz des munter niedergehenden Regens auf die Wetterfesten zu.

„Ei, Ilse, meißt du nicht lieber mit nach hinten kommen? Wir jehen alle in die Kajüte. Du wirst ja ganz naß hier. Einen Mantel hast auch nicht mal. Achott, es jießt ja mit Kannen. Komm, du erkältest dich.“ Das klang lieb und fürsorglich. Die ältere, verständigere Kusine fühlte sich für die jüngere, leichtsinnige verantwortlich. Illa schien weder beleidigt noch über Ilses Vernachlässigung erbittert.

Gottlob! Ilse sah es mit ungeheurer Erleichterung. Sie wäre recht gern mit in die wärmende Kajüte hinunter gegangen, denn sie froh gottserbärmlich. Aber ehe sie noch antworten konnte, war ihr Anni zugekommen.

„Achott, seit wann hat denn die Ilse einen Vormund neetig? Sie ist doch schon groß genug, um allein zu wissen, ob ihr kalt ist oder nicht“, hänfelte Anni die junge Ostpreuſin. Natürlich hatte ſie die Lacher auf ihrer Seite.

Ilse lachte gezwungen. Sie wußte ganz genau, daß ſie ſich jezt vor allem gegen Annis Bevormundung auflehnen und ſich damit auf die Seite der Kuſine ſtellen mußte. Aber falſche Scham hielt ſie davon zurück.

„Mir iſt gar nicht kalt“, ſagte ſie zuſammenschauernd.

„Achott, du bibbeſt ja, hier nimm wenigſtens meinen Mantel, ich jeh ja runter in die Kajüte.“ Damit hatte die große Ilse auch ſchon ihren Mantel abgeſtreift und ihn der kleinen umgehängt.

„Nein — nein — das geht nicht —“, wehrte Ilse blutübergoffen ab. Sie ſprach in den Wind. Denn Illa hatte bereits den Rückweg angetreten.

„Sie iſt tauſendmal beſſer als wir“, ſagte Ilse, trotz der Kälte feurige Kohlen auf ihrem Blondkopf fühlend.

„Na, erlaube mal, liebes Kind“, begehrte Anni auf. „So ſelbſtlos wäre ich auch, wenn ich in die Kajüte ginge, dir meinen Mantel zu pumpen. Aber nun zieh ihn auch wenigſtens an.“

Merkwürdig — der warme Mantel der großen Ilse wollte die kleine nicht wärmen. Trotzdem der Regen nachließ, trotzdem die Havelufer immer maleriſcher wurden, konnte Ilse ein Gefühl der Unbehaglichkeit nicht überwinden.

Die Pfaueninſel, der Glockenturm von Sakrow, die Zwillingstürme des Belvedere auf dem Pfingſtberg, die aus grauen Wolkenschleiern auftauchten, nichts vermochte ihren Blick zu feſſeln. Der kehrte immer wieder zu Illas Mantel zurück — deutlich ſah ſie ihre Schuld darauf geſchrieben.

Mit jähem Entſchluß machte ſie ſich von dem Arm der Freundinnen frei. „Ich muß der Illa den Rucksack hin-

unterbringen, ihr Frühstück iſt drin“, ſagte ſie ein wenig verlegen.

„Wenn ſie Hunger hat, wird ſie ihn ſich ſchon holen, du biſt doch nicht ihr Diener“, wollte Anni ſie ſchon wieder beeinflussen.

Aber Ilse ließ ſich nicht zurückhalten. Es war, als ob der Mantel ſie hinuntertrieb.

„Grüße Fräulein Böttcher — und auch den ſchwarzen Peter“, riefen die ausgelassenen Mädel hinter Ilse her.

In der Kajüte ging es luſtig zu. Fräulein Roſe hatte Geſellſchaftſpiele arrangiert, dort unten war trotz ſchlechtem Wetters Lachen und Sonnenschein.

Ilse Große lehnte abſeits von dem frohen Kreiſe an einem der kleinen, runden Schiffsfenſter. Sie blickte ſtill in den ſchwarzweißen Waſſergißt, den der Dampfer aufwirbelte, hinaus.

Ilse trat etwas zaghaft hinter die Gedankenverſunkene.

„Du, Illa, ich bringe dir dein Frühstück — und — und ich wollte dir auch noch für deinen Mantel danken. Aber du wirſt ihn jezt ſelbſt brauchen, es klärt ſich auf.“

Illas ſchüttelte ſtumm den braunen Kopf. Sie wandte das Geſicht nicht vom Fenſter weg.

Das Gefühl der Unbehaglichkeit bei der kleinen Ilse verſtärkte ſich. „Biſt du — biſt du mir etwa böſe, Illa?“ fragte ſie beklommen.

Wieder Kopſchütteln, dieſmal heftiger.

„Dann nimm doch dein Frühstück.“

„Ich hab' ja keinen Hunger.“ Aus der Stimme klangen Tränen.

Unſchlüſſig ſtand Ilse da. Was ſollte ſie tun? Den Arm um Illa ſchlingen und ſie wieder gut machen, wie ſie es wohl zu Hauſe getan hätte? Das mochte ſie hier nicht. Fräulein Böttcher ſaß unweit von ihnen und ſchaute durch ihren Kneiſer herüber. Nein, das ging wirklich nicht. Warum mußte ſich die Illa auch ſo haben. Immer gleich

übelnehmen, immer beleidigt sein. Ganz recht hatten ihre Freundinnen, wenn sie nicht mit der Transuse zusammen sein wollten. Sie war doch jetzt wirklich mit den besten Absichten zu ihr gekommen. Aber wenn Illa nichts von ihr wissen wollte — na, denn nicht, liebe Tante! Sie hatte jetzt ihre Schuldigkeit ihr gegenüber erfüllt.

Troßig machte die kleine Ilse lehrte und ließ die große mit ihren heimlichen Tränen allein.

Sommerregen hält nicht lange an. Als man an der Glienider Brücke vor Potsdam das Schiff verließ, war die Sonne bereits am Werk, mit goldenen Scheuertüchern die Wege und Straßen aufzutrocknen. Hurra — Minnas Wetterprophezeiung kam zu Ehren. Es wurde noch das aller schönste Mägenwetter.

Ilse Klein hatte all ihre Munterkeit, die sie bei der Dampferfahrt eingeblüht, mit dem warmen Sonnenschein wiedergefunden. Sie kümmerte sich überhaupt nicht mehr um Illa, wenn die so „mudsch“ war. Mochte sie doch sehen, wie sie ohne sie fertig wurde.

Durch den in tausenden und aber tausenden Tropfen-diamanten glitzernden Neuen Garten, vorüber an dem Marmorpalais, das wie ein Märchen aus vergangenen Tagen sich verlassen in den Wassern spiegelt, ging es. — In der Meierei am Jungfernsee warteten lange Kaffeetafeln auf die jungen Gäste. An der Ecke, die Ilse Klein und ihre Freundinnen bildeten, ging es besonders fidel zu. Anni und Ilse stellten heute alles auf den Kopf. Die beiden waren ganz aus dem Häuschen. Man drängte sich um sie.

Da hatte Ilse weder Zeit noch Lust, zu dem Tisch hinüberzusehen, wo neben Fräulein Böttcher ein Mädel mit blassen Wangen und traurigen Augen saß. Illa hatte erst gar keinen Versuch gemacht, sich neben die Kusine zu setzen, wie sie es daheim gehofft. Nein, aufdrängen mochte sie sich denen nicht, die sie stets verlachten. Dann blieb sie schon lieber bei Fräulein Böttcher, die es gut mit

ihr meinte. Aber das helle Lachen Ilse und Anni, das zu ihr herüberschallte, gab ihr doch jedesmal einen Stich ins Herz.

Ilse hatte ihre „Pflicht“ gegen Illa erfüllt. Sie hatte ihr den Futterack, nachdem sie sich ihren Anteil daraus genommen, hingetragen und sich dann schnell wieder aus dem Staube gemacht. Nein, das konnte kein Mensch von ihr verlangen, daß sie ihr eigenes Vergnügen dem der Kusine opfern sollte.

Viele fröhliche Schulkarawanen hat der Pfingstberg bei Potsdam im Laufe der Jahrzehnte schon auf seinen Rücken genommen. Aber solch eine ausgelassene Bande, wie ihm heute aufs Dach stieg, hatte der alte Geselle doch noch nicht erblickt. Das war ein Lachen und ein Suchen, als ob der leibhaftige Frühling seinen Einzug halte. Die viereckigen Doppeltürme des ehemaligen Lustschlosses Belvedere da oben hallten wider von all dem Jugendfrohsinn. Die engen Wendeltreppen, die wie ein Korkenzieher steil hinaufführten, gaben immer neuen Anlaß zum Lachen, Kreischen, zu Angstausrufen und Redereien. Bis alles endlich glücklich oben auf den beiden sich gegenüberliegenden Altanen war und die herrliche Rundsicht über die Kette der blauen Havelseen und über das in Rosen gebettete Potsdam genoß.

Hier oben wehte es wieder arg. Illa entbehrte ihren Mantel, den Ilse in ihrer Huzshligkeit wiederzugeben vergessen. Die stand drüben auf dem anderen Altan und dachte wohl kaum noch daran, daß es nicht ihr eigener Mantel war, der sie wärmte, und daß Illa denselben ebenfalls brauchte.

Der Abstieg auf der halbsbrecherischen Korkenzieher-treppe war ungleich schwieriger als der Anstieg. Gab das ein Hallo, wenn sich Mädchenbeine nur zaghaft in die Tiefe hinunterwagten. Anni und Ilse, zwei gute Turnerinnen, kletterten leichtfüßig wie die Gensjen hinab.

„Kinder, kommt schnell die Galerie entlang zu dem anderen Turm. Dem Abstieg des schwarzen Peters müssen wir beivohnen. Das wird ein Anblick für Götter“, schlug Anni in übermütigster Stimmung vor. Denn Illa zeichnete sich im Turnen nicht gerade durch Geschicklichkeit aus.

„Au ja — famos!“ Der Freundinnenkreis setzte sich in Trab. Ilse wurde mitgerissen, ob sie wollte oder nicht. Sie dachte aber auch gar nicht daran, die Gefährtinnen von ihrem Vorhaben abzubringen. Wo es einen Mit gab, mußte sie dabei sein.

Man kam gerade zurecht. Ilse Große hatte sich bis zuletzt zurückgehalten, teils aus angeborener Bescheidenheit, teils, weil sie herzklöpfende Angst vor der gefährlichen Treppe hatte. Wenn sie nur erst wieder heil unten stände!

Behutsam setzte sie den Fuß auf die schmalen, strahlenförmigen Eisenstufen. O Gott — ihr war ganz schwindelig. Wenn doch Ilse dagewesen wäre, ihr ein wenig behilflich zu sein. Sicher sauste sie nächstens in die Tiefe.

„Hahaha, seht mal die Elfenfüßchen!“ lachte es da plötzlich von unten herauf. Anni, Ilse und die übrigen Mädel hatten unten am Ausgang der Wendeltreppe Posto gefaßt und machten ihre Glossen über Illas ängstlich ungeschicktes Herabklettern.

Durch das durchbrochene Eisengitter, an das sie sich krampfhaft anklammerte, blickte Illa in all die spöttisch lachenden Gesichter. Auch Ilse lachte sie aus — es wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie riß sich gewaltsam zusammen — sie mußte weiter. Nur den spottlustigen Augen da unten kein Schauspiel geben. —

Ein Tritt — da geschah's. Ein kurzer Aufschrei — dem ein mehrstimmiges Schreckensecho aus der Tiefe antwortete — ein lautes Gepolter — Ilse Große war gestürzt.

Mit einigen Sägen war die kleine Ilse die Wendeltreppe emporgestürmt. Bis zu einem etwas breiteren

Treppenabsatz war Illa hinabgesaust. Ihre Hand umklammerte noch immer das glatte Eisengeländer, auf das ihre Stirn im Fall aufgeschlagen war. Halb lag sie, halb kauerte sie in einer höchst unglücklichen Stellung. Die Augen hielt sie geschlossen.

„Um Gottes willen, Illa, hast du dir etwas getan?“ Ilse's Herz setzte vor Entsetzen aus. „Du blutest ja an der Stirn. — Illa, liebste Illa, mach doch bloß wieder die Augen auf. O mein Gott, ich bin schuld an dem Unglück —.“

Ilse's Jammern ließ Illa die Augen mit Gewalt wieder aufreißen. „Achott, achott“, stöhnte sie.

„Tut's so weh, Illa?“ Ilse's Herz, das vor Schreck ausgefetzt, begann jetzt zu hämmern. „Illachen, steh doch auf, ich helfe dir die Treppe hinunter. Ich will auch immer bei dir bleiben — ich will auch nie mehr mit den andern über dich lachen. Ach, ich bin ja so schlecht!“ Illa schien Ilse's Selbstanklage nicht mehr zu hören. Mit unterdrücktem Stöhnen schloß sie die Augen aufs neue.

Professor Reuter und die beiden Lehrerinnen erschienen jetzt auf der Bildfläche. Die verängstigten Mädchen hatten sie herbeigeholt, als sie Ilse's Jammern gehört.

„Um's Himmels willen, was ist passiert? Kannst du aufstehen, Ilse Große?“ Auf der engen, halbsbrecherischen Wendeltreppe drängte sich alles.

„Geben Sie den Weg frei, meine Damen, ich werde mit dem Turmwächter das junge Mädchen hinabtragen, damit man erst mal sieht, was geschehen ist.“ Professor Reuter brachte Ordnung in das Durcheinander.

Die beiden Männer schafften das verunglückte Mädchen behutsam hinunter. Das war ein schweres Stück Arbeit bei der in endlosen Windungen gebauten, schmalen Treppe. Illa stöhnte bei jeder Bewegung. Die Augen wagte sie überhaupt nicht mehr zu öffnen, um bloß nicht in die Tiefe sehen zu müssen.

Aber schließlich hatte man sie doch glücklich unten und auf ausgebreiteten Mänteln gelagert. Fräulein Böttcher stillte mit nassen Tüchern die blutende Stirnwunde, die zum Glück nicht allzu tief zu sein schien. Fräulein Rose, die einen Samariterkursus durchgemacht, untersuchte das schmerzende Bein. Bei der vorsichtigsten Bewegung stöhnte Illa. Tränenüberströmt stand Ilse daneben, mit schuld-
bewußten Mienen die übrigen Mädels.

„Ich fürchte, es ist etwas gebrochen. Ich möchte dem armen Kind nicht unnötige Schmerzen verursachen. Gehen kann sie auf keinen Fall. Wir müssen für einen geeigneten Transport sorgen“, schlug Fräulein Rose mit betrübtem Gesicht vor.

Der Turmwächter erwies sich als hilfsbereiter, praktischer Mann. Unten in der Meierei hatte man einen Leiterwagen. Wenn man diesen mit Stroh und Decken füllte, mochte es bis zum Potsdamer Hauptbahnhof gehen. Von dort mußte man dann weiter sehen.

Geraume Zeit verging, bis man Ilse Große auf den Leiterwagen gebettet hatte. Ein Versuch, selbständig aufzutreten, mißlang vollkommen. Illa, die jeden Schmerzenslaut nach Möglichkeit unterdrückte, schrie dabei laut auf. Den Mädels, besonders der Ilse, gab es einen Stich ins Herz. Heute dachte sie nicht daran, Anni und den Freundinnen die Schuld beizumessen. Sie selbst, sie ganz allein fühlte sich für das Schreckliche verantwortlich. Weinend nahm sie auf dem unbequemen Wagen neben der Rufine Platz und hielt deren Hand in der ihrigen. Auch Professor Reuter und Fräulein Rose fuhren mit, während Fräulein Böttcher die verstörte Mädchenschar nach Potsdam zu Fuß führte. Das war ein trauriger Abschluß des fröhlichen Ausflugs.

Einmal hatte Illa auf der Fahrt die Augen geöffnet, und als sie Ilse angstvoll zärtlichem Blick begegnete, mühsam gelächelt. „Bleibst du jetzt bei mir?“ hatte sie geflüstert.

„Immer, Illa, immer —.“

„Dann — ist alles gut!“ Nichts hätte Ilse ihr liebloses Verhalten gegen die Rufine mehr zu Gemüte führen können, als deren schlichte Worte.

Auf dem Bahnhof in Potsdam gab es hilfsbereite Hände genug. Ein Abteil der zweiten Wagenklasse wurde von der Eisenbahndirektion zur Verfügung gestellt. So langte man mit dem verunglückten Kind in einigermaßen bequemer Lage in Berlin an. Dort gab es wieder ein Umladen. Jetzt ging es per Auto heim. Wie oft hatte Ilse es sich gewünscht, einmal im Auto dahinzuliegen, und jetzt — o Gott, wenn es doch nicht so sausen wollte! Sie fürchtete sich vor dem Augenblick, wo sie den Eltern vor die Augen treten mußte, wo diese die Hiobsklatschaft erfahren würden.

„Die unse Ilse ist wieder da, aber sie sieht gar nicht ein bißchen vergnügt aus.“ Heini stürmte schon als Vorbote ins Zimmer der erschrocken Mutter.

„Mutti — Mutti — die Illa ist vom Pfingstberg runtergestürzt, das heißt bloß die Wendeltreppe. Aber doll schlimm ist es. Sie kann gar nicht gehen. Und ich bin schuld, weil wir sie ausgelacht haben und —.“

Ein Tränenstrom erstickte Ilse's Bericht.

„Das hat ja alles bis nachher Zeit, Kind, vor allem, wo ist Illa?“ Mit Energie überwand die Mutter die Aufregung, um der Pflicht des Augenblicks zu genügen.

„Unten im Auto. Die Minna soll runterkommen, Professor Reuter will Illa mit ihr zusammen herauftragen.“

Bald ruhte Illa in ihrem rasch hergerichteten Bett im Ilsenstübchen. Bald war auch der Arzt zur Stelle, der das Bein in Gips legte. Denn es zeigte sich, daß es an böser Stelle gebrochen war. Illa litt dabei die heftigsten Schmerzen. Schlimmer aber noch litt Ilse, die draußen an der Tür lehnte und jedes Stöhnen, jedes Ächzen der Rufine wie glühende Nadeln im Herzen empfand.

„Und ich bin schuld — nur ich —“, flüsterte sie immer wieder vor sich hin.

„Ach Unsinn, reg' dich doch nicht auf“, sprach Rolf ihr gut zu.

„Ist die neue Ilse nu mausetot?“ erkundigte sich Heini mit großen Augen.

„Behüte —.“

„Na, warum weinst du denn? Warst du unartig?“ Heini bekam keine Antwort, denn der Arzt verließ gerade das Zimmer. Ohne auf die Kinder zu achten, wandte er sich an Frau Klein.

„Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, gnädige Frau, daß das Bein an einer recht ungünstigen Stelle gebrochen ist. Hoffentlich gelingt es uns, einer Verkürzung vorzubeugen, daß das junge Menschenkind nicht künftig durch das Leben hinken muß —.“

„Nein — nein — bloß das nicht! Lieber Herr Doktor, helfen Sie doch bloß, daß die Ilse wieder richtig gehen kann. Ich ertrage es nicht, daß ich schuld bin, wenn sie hinken muß!“ Ilse umkrampfte in höchster Aufregung den Arm des Arztes.

„Nun, mein kleines Fräulein, ruhig — ruhig Blut! Mit solchem Ungestüm richtet man nur Schaden an. Die Heilung bleibt in Geduld abzuwarten. Was getan werden kann, wird gemacht. Alles übrige müssen wir einem anderen überlassen.“ Damit ging der Arzt.

Ilse aber folgte der Mutter ins Zimmer, um hier bei der Glütigen, die stets für ihre Kinder den rechten Weg wußte, ihr Herz von dem schweren Schuldbewußtsein zu erleichtern. Nichts beschönigte sie, gar nichts. Sie maß sich noch größere Schuld bei, als sie in Wirklichkeit an dem Unglück hatte.

„Das ist eine harte Strafe, mein Kind, für dein liebloses Verhalten“, sagte die Mutter ernst, aber doch voll Mitleid mit der Seelennot ihres Kindes. „Gott gebe,

daß dir noch größere Vorwürfe erspart bleiben, daß das arme Kind den Vollgebrauch seiner Glieder wiedererlangt. Du hast viel gutzumachen.“

Ja, Ilse wollte gutmachen. Diesmal war es ihr Ernst mit ihrer Bornahme, nichts konnte diese wie so oft erschüttern. Denn jeden Tag litt sie aufs neue mit der Kusine, jede Stunde, die sie in dem Ilsestübchen zubachte, sprach zu ihr mit ernstem Mahnen. Das wurde ein langes Schmerzenslager für die arme Ilse. Viele Wochen war sie an das Ruhebett gefesselt. Mit unsagbarer Geduld ertrug sie alles. Hatte ihr doch der Unglücksfall auch Gutes gebracht. Ilse war ihr jetzt wirklich eine Schwester geworden. Jede freie Minute brachte sie bei der Kusine zu, ob die Sonne auch noch so golden lachte, ob das Tennisspiel mit den Freundinnen auch lockte. Ihre höchste Freude war es, wenn Illas Augen bei ihrem Eintritt aufleuchteten, wenn sie ihr etwas Liebes tun konnte. Wie ein Schmutzkästchen sah das Ilsestübchen jetzt aus. Ilse hatte ihre Lieberlichkeit, ihr huschliges Wesen überwunden, damit Ilse es nett und gemütlich haben sollte. Sie verdoppelte in der Schule ihre Aufmerksamkeit, um Ilse, die daheim das Schulpensum absolvieren mußte, dabei behilflich zu sein. Auch die Freundinnen kamen zu Besuch — zuerst mit bedrücktem Herzen. Aber als Ilse sie so freudig empfing, als sie keine Entschuldigung annehmen wollte, sondern nur ihrer Ungeschicklichkeit die Schuld beimaß, meinte selbst Anni bewundernd: „Du bist tausendmal besser als wir, Ilse.“

Die Sommerferien, welche die beiden Kusinen eigentlich in Illas ostpreussischer Heimat hatten verbringen sollen, gingen dahin. Bis ein Tag kam, an dem der lästige Verband abgenommen wurde, an dem Ilse zum erstenmal ihre Gehversuche machte, mühsam zwar noch, auf Ilse und der Tante Arm gestützt, des Gehens gänzlich entwöhnt. In herzbeklemmender Erregung beobachtete Ilse, wie

steif das kranke Bein war. Hatte der Himmel ihr heißes Flehen nicht erhört?

Der Arzt, welcher dem Versuch beizuhelfen, beruhigte sie. „Tadellos geheilt“, sagte er erfreut. „Elektrische Massage wird die Steifheit bald überwinden helfen.“

In stummem Glücksgefühl hielt Ilse die Genesene umfassen. Von nun an gingen die beiden Ilsen in treuer Schwesternschaft durch das Leben.

Frau Hitt.

Morgen geht's ins Tiroler Land 'nein — hurra, morgen fahren wir 'nüber nach Innsbruck!“ Ein etwa zehn-jähriges Dirnlein im geblühten Bauernkleid sprang in seliger Vorfreude durch das Berggärtchen hinauf zur saftgrünen Matte. „Resi, waren Sie schon einmal in Tirol drüben?“ erkundigte es sich wichtig bei dem Leinenzeug zur Bleiche breitenden Stubenmädel.

„Aber freilich, i bin doch in Innsbruck daheim“, meinte dieses gleichmütig.

„Und da kommen Sie hierher nach Bayern, wenn Sie in Innsbruck daheim sind?“ In unbegreiflichem Staunen riß Mariannle ihre großen Blauaugen noch weiter auf als gewöhnlich. „Tut's Ihnen denn hier in Mittenwald gefallen?“

„Wo i halt das meiste Geld verdien', da muß mer's g'falle.“ Resi breitete das nasse Bettuch auf den Rasen und hielt die Angelegenheit für erledigt.

Nicht so Mariannle. Nein, wie konnte die Resi nur aus ihrem schönen Heimatland hinaus nach Bayern herübergehen! In der dritten Woche weilte Mariannle mit ihren Eltern nun schon in Mittenwald zur Sommerfrische und hatte nur den einen Wunsch: Hinüber nach Tirol! Das „gelobte Land“ nannte es der Vater scherzhaft, weil man es nur von weitem schauen durfte, ohne es betreten zu können; denn die österreichisch-bayerische Grenze lag unweit der beliebten Sommerfrische und wurde streng kontrolliert. Wer einen roten Grenzschein hatte, durfte auf zwei Tage

hinüber. Ach, wie beneidete Mariannle diese Glücklichen! Wie lag sie den Eltern täglich in den Ohren, doch auch solche roten Scheine zu erstehen, um des Glücks teilhaftig zu werden, Tiroler Land betreten zu dürfen. Aber die Eltern fanden, daß ihr Töchterchen hier in Mittenwald genug des Guten habe.

„Das Karwendelgebirg' ist auf tirolischer Seite auch net höher als auf bayerischer, Mariannle“, neckte sie der Vater. Das glaubte Mariannle einfach nicht. In Tirol gab es Schneeberge. In München, bei Fräulein Dieten in der Geographiestunde hatte sie es gelernt.

„Wer weiß, Mariannle, ob es dir in Tirol halt so gut gefallen tut wie hier in Mittenwald“, hatte auch die Mutter gemeint.

Das glaubte Mariannle nun noch weniger. Alles, wovon sie in Mittenwald bisher begeistert gewesen: der jähe Felsabsturz der gigantischen Bergriesen, die lustigen Häuslein mit ihren bunten Malereien und noch bunteren Berggärtchen, die so malerisch den Wiesenhang hinaufkletterten, die gewaltigen Föhrenriesen und zart lichten Lärchenprinzessinnen, ja selbst die blumigen Almen in ihrer verlockenden Pracht mit Herdengeläut und übermütigen Geißen hatten ihre Anziehungskraft für Mariannle verloren. Nicht mal das Goethehaus, in dem Goethe auf seiner italienischen Reise übernachtete und das den Höhepunkt für den nächsten Aufsatz „Meine Sommerferien“ bilden sollte, machte noch auf Mariannle Eindruck. Tag und Nacht, im Wachen und Träumen dachte sie nur an Tirol.

Mit den beiden Fiedler-Buben, die im Hause wohnten, war sie schon zweimal die Landstraße an der schäumenden Isar entlang nach Scharnitz gewandert. Dort stand der gelbschwarze Grenzpfahl, dort war der Schlagbaum und der Respekt einflößende Grenzbeamte.

Das erstemal hatte das Mariannle nur mit andächtigen Blicken hinübergeschaut in das Land ihrer Sehnsucht.



Ury, Jungmädchengeschichten 3.

„Komm, Erich, sei artig, ich erzähle dir die schöne Geschichte weiter.“ Das junge Mädchen wunderte sich geradezu über ihre Sanftmut.

Die Buben waren unternehmungslustiger. „Ob wir g'schwind durchschlüpfen, der Grenzonkel ist grad' in seiner Zeitung vertieft“, schlug der Seppel vor.

Hansi nickte spitzbübisch. Mariannle schlug das Herz ob des Wagnisses bis in den Hals hinein.

„Einer nach dem andern!“ kommandierte Seppel, seine laute Jungenstimme zu zartem Geflüster dämpfend. Red machte er einen Schritt vorwärts in das Reich des gelbschwarzen Grenzpfahls hinein.

Da furrte eine Fliege um die Nase des Gendarmen. Der juckte sich und schaute auf. Hui — wie die wilde Jagd stürmten die drei zurück in das blauweiße Grenzgebiet, zurück ins Bayernland, als ob ihnen der Gendarm auf den Fersen wäre.

Tagelang wagten sie sich nicht wieder auf die Scharnitzer Chaussee. Aber schließlich war die Anziehungskraft des gelbschwarzen Holzpfahls doch stärker als die Gendarmenfurcht. Wieder standen die drei am Schlagbaum mit hungerigen Augen, als ob das Schlaraffenland ihnen winkte.

Dem Beamten, der diesmal angelegentlich damit beschäftigt war, seine Pfeife zu stopfen, mußte die stumme Gesellschaft schließlich auffallen.

„Ja, was wollt's denn, Kinderle?“ begann er die Unterhaltung, denn er langweilte sich.

Der Seppel stieß den Hansi an und der Hansi den Seppel. Aber sagen tat keines was. Da gab sich das Mariannle plötzlich einen Ruck. Wie es den Mut dazu befaßten, war ihm später ein unergründliches Rätsel, denn es war von Natur aus ziemlich furchtsam. Es gab sich einen Ruck und sprach mit nur wenig gepreßter Stimme: „Ach, Herr Grenzmann, wir möchten halt gar zu gern a bißel nach Tirol und kommen nimmer 'nein.“

„Habt's denn a Grenzschein?“ Der Beamte schmunzelte.

„Nein — das ist's ja grad.“ Ganz kleinlaut, sogar ein bißchen weinerlich klang's. Würde jetzt der Schlagbaum

herniedergehen und sie ein für allemal aus Tirol ausperren?

Der Schlagbaum rührte sich nicht. Bewegungslos stand er gegen den blauen Himmel.

Der Gendarm aber machte eine Bewegung mit der Hand. „Na, da lauft's a bißle 'nein ins Land Tirol — aber vergeßt's Wiederkommen halt net.“

„Ist das kein Spaß net?“ Mariannle konnte ihr Glück noch nicht fassen.

Die Buben aber stürmten mit lautem Zuchhu ihr voran, hinein nach Tirol. Da schmetterte auch Mariannle einen hellen Zuchzer in die Luft und folgte spornstreichs. Der Grenzsoldat aber stieß schmunzelnd dicke Qualmwölkchen in die Luft.

„Schaut nur, wie hoch die Berge hier sind.“ Unweit von Scharniz machten die drei endlich halt, nur um erst mal ganz richtig drin zu sein in Tirol.

„Ja, aber Schnee seh' ich keinen — ich denk', in Tirol gibt's Schneeberge.“ So gewaltig das Wettersteingebirge auch seine Felsmassen ins Tal hinabstürzte, Mariannle konnte eine leichte Enttäuschung nicht unterdrücken.

„Die Gletscher liegen weiter hinein ins Land, das sind halt erst die Vorberge, sagt mein Vater“, belehrte sie Scppel, der älteste.

„Ja, aber die Röhre sind hier viel größer als bei uns in Bayern! Und solch große Glockenblumen wachsen bei uns nimmer.“ Mariannle wollte sich ihre Begeisterung für Tirol durchaus erhalten.

Nun fanden die Buben zwar weder die Glockenblumen noch die wiederkäuenden Bierfüßler von irgendwelchen besonderen Dimensionen. Aber da es Tiroler Röhre und Glockenblumen waren, widersprachen sie nicht wie sonst.

„Das ist gewiß der Inn.“ Mariannle blieb an dem brausenden Bergwasser stehen. „Unsere Isar ist lang net so klar.“

„Hahaha! — und dabei ist's die Isar, die entspringt hier im Gebirg“, lachten die Gefährten sie aus. „Der Inn fließt drunten bei Innsbruck.“

Die Isar — pah —, die hatte man auch daheim in München.

Keine Schneeberge, kein Inn — nein, es war wirklich nichts Besonderes mit Tirol. Mariannle konnte es sich nicht länger verhehlen. Der Hahn dort drüben auf dem Misthaufen krächte gerade so wie in Bayern. Die Wies, die sich auf den Hausstufen sonnte, hätte ebenso gut bayerischen Geblüts sein können. Und die Häuser waren lange nicht so schön mit Engeln und Heiligen bemalt wie drunten in Mittenwald. Als nun gar noch der Hansi meinte: „Hoffentlich läßt uns der Grenzunkel auch wieder 'naus aus Tirol“, da war Mariannle sogleich zur Umkehr bereit. Himmel — wenn der Gendarm am Ende inzwischen abgelöst worden war und man sie ohne Grenzschein nicht passieren ließ. Ebenso eilig, wie die drei nach Tirol hineingestürzt waren, ging es jetzt wieder zur Grenze zurück. Ebenso sehnlich, wie sie sich hinein gewünscht hatten, wünschten sie jetzt, daß man sie wieder hinaus ließ. So ist's im Leben.

Der Gendarm stand noch immer auf seinem Posten, qualmte noch immer aus seiner Pfeife und langweilte sich noch immer.

„Habt's schon g'nua vom Land Tirol?“ erkundigte er sich verwundert.

Die drei nickten ein wenig verlegen, stießen ein rasches „dank' auch vielmals!“ heraus und jagten durch den Schlagbaum hindurch. Mariannles Hasenherz atmete erleichtert auf, als sie glücklich wieder daheim im Bayernland war.

„Na, Strolch, wo hast du denn den Vormittag über gesteckt?“ erkundigte sich der Vater bei Tisch.

Mariannle machte ein geheimnisvolles Gesicht. „In Tirol war ich halt mit den Fiedler-Buben, nach Scharniz 'naus“, sagte es großartig.

„In Tirol warst? Ja, dann wirst das da nimmer brauchen, gelt?“ Lächelnd wies die Mutter auf des Töchterchens noch zusammengefaltete Serviette.

Neugierig griff Mariannle nach derselben. Es wußte, daß der Vater gern mal eine Überraschung in der Serviette zu verstecken pflegte: ein Stückchen Schokolade, einen Bonbon, voriges Jahr sogar ein Theaterbillett zu einem Weihnachtsmärchenstück.

Rot schimmerte es aus dem Weiß — ein Grenzschein nach Tirol.

„Wir wollten morgen mit Fiedlers nach Tirol hinüber, mit der Karwendelbahn bis nach Innsbruck. Aber wenn ihr's euch halt heute schon vorweg genommen habt —“

„Nach Innsbruck — hurra!“ Mariannles Jubel unterbrach Herrn Knorrs Worte. Der Grenzschein flog unter den Tisch, es selbst aber dem Vater an den Hals: „Weißt, Vaterli, in Scharniz ist gar nix net los. Da schaut's halt hinter dem Schlagbaum net anders aus als auf bayerischer Seit'. Bloß daß der Grenzmann da sitzt. Net amal der Inn fließt da, bloß die Isar wie in München und Mittenwald. Aber Innsbruck, das ist ganz etwas anderes, da gibt's den Inn und Schneeberge —“

„Wenn's nur net grad solche Enttäuschung wird wie heut, Kind“, dämpfte die Mutter Mariannles etwas zu lebhaftige Begeisterung.

„Schneeberge kann ich dir in Innsbruck noch net versprechen, Mariannle, möglich, daß man von der Bahnhofhöhe aus einen Blick auf die Zillertaler Gletscher hat, wenn's klar genug ist. Aber Frau Pitt, die kannst du dort schauen hoch oben versteinert in der Felswand. Du hast doch das Gedicht von der Frau Pitt in der Schule gelernt, gelt?“ erkundigte sich der Vater.

„In unserem Lesebuch steht's halt — gelernt haben wir's net. Au fein, daß ich die versteinerte Frau Pitt in Tirol zu sehen krieg'. Die gibt's doch in Bayern nimmer!“

Mariannles Glück und Vorfreude auf die geplante Fahrt nach Innsbruck klang alsbald, unterstützt von den durchdringenden Stimmen Seppels und Hansis, durch das blumentranke Berghäusel.

Das frühe Aufstehen am anderen Morgen gehörte nicht gerade in das Vergnügungsprogramm, denn Mariannle war eine kleine Langschläferin. Aber als die Mutter scherzte: „Ja, Kind, willst daheimbleiben, willst net mit nach Innsbruck?“, da war alle Müdigkeit verflogen und's Mariannle im Nu aus den Federn. Nach Innsbruck — zur Frau Pitt!

Drunten stand schon die Familie Fiedler abmarschbereit, die Buben nicht ganz so aufgeregt wie Mariannle. Am Bahnhof wurde die Geduld der jungen Reisenden auf eine harte Probe gesetzt. Eine lange Menschenlange stand wartend vor dem verschlossenen Paß- und Grenzscheinrevisionsraum. Keiner durfte den Bahnsteig betreten, ehe er nicht seinen Ausweis vorgewiesen hatte.

„Ja, was heißt denn das, einen so lang hier auszusperren“, räsonierte ein Ungeduldiger.

„Die sind gewiß da drin noch nicht mit dem Frühstück fertig“, lachte ein gemütlicher Berliner.

„Das Zügler fährt schon ein, wir erreichen das Zügler nimmer.“ Das war ein Nervöser.

Auch Mariannle befand sich in gelinder Aufregung. Es war in Gemeinschaft mit dem Hansi bis in die vorderste Reihe durchgeschlüpft, um nur als eine der ersten in der Paßkontrolle zu sein. Krampfhaft hielt's den roten Zettel in der Hand.

Hansi spähte durchs Schlüsselloch. „Es rührt sich nir da drin, gib acht, das Zügler wartet nimmer auf uns.“

Was — das Zügler sollte ohne sie nach Innsbruck abdampfen — bloß, weil die da drin noch frühstückten — undenkbar! Mariannles kleine Faust begann plötzlich empört gegen die mitteleidslos verriegelte Tür zu bummern. Der Hansi, nicht faul, beteiligte sich sogleich an dem Konzert.

„Kinderle, hört's auf, die Schandarmen lassen net mit sich g'spaßen“, warnte eine Frau.

Da wurde die Tür von innen geöffnet. Ein Grenzsoldat mit ärgerlicher Miene ward sichtbar. „Wer hat hier gegen die Tür zu schlagen?“ herrschte er die wartende Menge an.

Weder Hansi, noch Mariannle gaben einen Laut von sich, das Herz stand ihnen vor Schreck still.

Die Tür verschloß sich wieder. Der Schlüssel wurde zweimal herumgedreht.

„Seht ihr's — das haben wir davon. Jetzt lassen die uns mit Fleiß erst lange warten. Jetzt können wir stehen, bis wir schwarz werden. So lange kann der Zug unmöglich warten.“ Von allen Seiten sprach man vorwurfsvoll auf die beiden kleinen Temperamentvollen ein.

Die hätten sich am liebsten in ein Mauselloch verkrochen, wenigstens das Mariannle; der Hansi war dickfelliger, dem machte ein Anschmauzer nicht gar so viel aus.

Man seufzte — man stöhnte — man schimpfte — man scharrte mit den Füßen — vergeblich. Die Tür bewegte sich nicht. Erst mußten all die Passagiere, die das Bügle nach Wittenwald mit heraufgebracht hatte, abgefertigt werden.

Aber schließlich nimmt alles mal ein Ende, auch eine Wartezeit, wenn sie einem auch noch so lang dünkt. Wieder drehte sich der Schlüssel im Schloß. Diesmal wurde die Tür in ihrer ganzen Breite geöffnet. Die schwarze Menschenmenge schob sich hastend, drängend und stoßend hindurch.

Natürlich verloren sich Eltern und Kinder in dem Gedränge — natürlich fand sich alles wieder zusammen, und natürlich wartete das Bügle geduldig, bis auch der letzte Reisende abgefertigt war. Nun saß man endlich vergnügt in dem Abteil und fuhr den Tiroler Freuden entgegen.

Durch das Karwendel- und Wettersteingebirge hindurch bahnte sich das Bügle den Weg. Die Herren standen draußen auf der Plattform, die immer großartiger werdende Berg-

welt bewundernd. Auch die Kinder waren neugierig hinausgetreten. Mariannle schmiegte sich etwas ängstlich an die Hand des Vaters. Es mochte hinter den Buben nicht zurückstehen.

„Schön in Tirol — gelt, Mariannle?“ fragte Herr Fiedler freundlich, auf die sich in samtgrüne Matten schmiegenden Logierhäuser der Sommerfrische Seefeld weisend. Der Zug hatte die Höhe erreicht.

„'s kommt erst — in Innsbruck bei der Frau Pitt.“ Mariannles rundes Gesicht war ganz Erwartung.

„Frau Pitt — was ist denn das für eine Dame?“ fragte Seppel.

„Schuhplattlert die?“ erkundigte sich Hansi, für den alle Tiroler nur von diesem Gesichtspunkt aus Interesse hatten.

Mariannle lachte wie ein Kobold. „Was seid ihr Buben dumm, habt's denn nimmer was von der Frau Pitt gehört?“

Rein, die Fiedler-Buben kannten weder die Sage noch das darauf bezügliche Gedicht. Mariannle, stolz darauf, etwas besser zu wissen als die Spielgefährten, begann zu berichten: „Also, da war halt mal eine sehr reiche Frau in Innsbruck. Die hatte ein schönes Schloß und viele Diener und hieß Frau Pitt. Sie lebte herrlich und in Freuden. Aber um die Armen kümmerte sie sich net. Gegen die war sie mitleidslos und —.“

„Kinder, schaut, die Zillertaler Gletscher kommen ganz deutlich im Südosten heraus“, unterbrach Herr Knorr die Erzählung.

„Wo — wo denn — ich seh' halt gar nix.“ Man redte die Hälse. Vergessen war Frau Pitt.

„Schaut's, Kinderle, da, ganz hinten am Horizont —.“

„Ach — das ist ja so weit weg, das könnten ebenfogut Wolken am Himmel sein.“ Annemarie teilte des Vaters Begeisterung über den Gletscherblick nicht.

Auch den Buben war die Erzählung von Frau Hitt interessanter. Mariannle mußte weiter berichten.

„Ja, also da war halt mal eine Jagd angesagt. Frau Hitt ritt in all ihrer Pracht ihrem Gefolge voran. Da warf sich an der Innbrücke eine arme Bettlerin mit ihrem hungernden Kindelein der auf dem Pferd daherstürmenden Frau Hitt in den Weg und bat sie um ein Stücklein Brot. Aber die hartherzige Frau lachte höhnisch. Sie brach aus der Felswand einen Stein und warf ihn der Armen statt des Brotes zu. Da soll die Bettlerin einen furchtbaren Fluch ausgestoßen haben, daß die Frau Hitt selbst zu Stein werden möge.“

Mariannle dämpfte ängstlich die Stimme. „Und nun sitzt sie droben versteinert in der Felswand auf ihrem Pferde bis auf den heutigen Tag.“

Auch den keden Buben wurd's etwas unheimlich. Gerade fuhr das Bügle auch noch in einen schwarzen Tunnelschlund ein. Tiefe, undurchdringliche Finsternis — minutenlang. Dem furchtsamen Mariannle erschien es wie Stunden. Es klammerte sich fest an Vaters Hand.

„Das ist die Martinswand, die wir jetzt durchqueren“, kam Herrn Fiedlers Stimme belehrend aus der Dunkelheit. „Wenn wir den Berg durchtunnelt haben, liegt das Inntal zu unseren Füßen.“

„Frau Hitt auch?“ Das war Mariannle die Hauptsache. Dabei konnte sie ein leises Unbehagen nicht bekämpfen. Wenn sie nun wieder lebendig wurde, die versteinerte Frau Hitt! Mit einem Fluch war das solche Sache.

„Red' doch net in einsweg von deiner dummen Frau Hitt daher“, tat der Seppel großspurig. „Das ist doch halt nur eine Sage.“ Er konnte gut so kede sprechen; denn gerade tauchte das Bügle wieder in goldenes Tageslicht.

Und da lag sie überflutet von Sonnengespinst, die Innebene, fruchtbar und lodend, mit ihren anmutigen Weilern, die das Silberband des Inns umschlängelte. Steil stürzten

die Berge zur Tiefe herab, wo die Türme von Innsbruck malerisch grüßten.

„Das ist die Hofkirche drunten — drüben am Südhang der Berge geht's über den Brenner nach Italien hinein. Das elektrische Bähnle, das dort den Berg in großen Windungen hinaufkriecht, führt in die Stubai Alpen.“ Auch die Damen waren jetzt hinausgetreten, um das herrliche Landschaftsbild zu genießen. Voll Interesse lauschte man Herrn Fiedlers Erklärungen, der die Gegend gut kannte.

„Und Frau Hitt — wo ist Frau Hitt?“ erkundigte sich Mariannle angelegentlich.

„Geduld, kleines Fräulein. Frau Hitt wird erst sichtbar, wenn der Zug die Ebene erreicht hat.“

Immer näher kamen die Türme und Dächer von Innsbruck. „Maisfelber“ —, der Vater wies auf die mannshohen Stauden, welche die Verwunderung der Buben hervorriefen.

„Vaterli, kann man Frau Hitt denn noch immer net sehen?“ Alles andere erschien Mariannle unwichtig.

„Kleiner Quälgeist! Wart', gleich wird die Steinbame sich dir vorstellen. So — jetzt schau da oben die einzelne Felszacke im Gebirgskamm. Die soll das galoppierende Pferd vorstellen. Der Stein darauf ist Frau Hitt. Kannst du's erkennen, Mariannle?“

„Keine Spur net, das ist ja gar nix weiter als ein alter Felsen.“ Mariannle weinte fast vor Enttäuschung. Nun war's auch mit Frau Hitt wieder nichts — ja was blieb denn da von Tirol eigentlich übrig?

„Mariannle, was hast denn du dir vorgestellt?“ lachte die Mutter. „Hast wohl gemeint, Frau Hitt thront da leibhaftig in ihrem grünen Jagdgewand?“

„Ist das Mariannle ein arg dummes Ding — hahaha — 's Mariannle hat gemeint, die Frau Hitt sitzt leibhaftig da droben“, begann der Seppel sogleich, sie aufzuziehen.

„Mädle sind halt immer einfältig“, brachte auch Hansi seine Weisheit an.

„Und ihr zwei seid's halt Lausbuben, der Herr Fiedler hat's gestern erst gesagt!“ rief die junge Dame empört.

„Aber Mariannle, schämst dich net — Kinderle, gebt's Ruh!“ Hätten die Eltern die kleinen Kampfhähne nicht getrennt, so hätte es um Frau Hitt die schönste Kauferei gesetzt. Kriegerisch wie Andreas Hofer hielten sie ihren Einzug in Innsbruck.

Ja, da gab's freilich noch manches andere Schöne zu sehen, als nur die Frau Hitt. Selbst das enttäuschte Mariannle mußte es zugestehen. Durch alle Straßen und Gäßchen, durch alle Torbogen und engen Höfe lugten die blauen Tiroler Berge zur Stadt herein. Üppige Obstgärten umkränzten den graugrünen Inn. Das goldene Dach, das war ja wie aus einem Märchen, wenn auch ein Teil der goldenen Dachziegel im Laufe der Jahre ihren Glanz bereits eingebüßt hatten. Als aber der Seppel meinte: „Gewiß brauchten die Tiroler während des Krieges Geld, da haben sie halt das Gold vom Dach heruntergenommen“, da war's an Mariannle, den überschlaunen Seppel auszulachen.

In der Hofkirche gab es so viel zu schauen und zu bewundern, daß man gar keine Zeit hatte, noch an anderes zu denken. Mehr als das reich geschnitzte, kunstvolle Marmorgrabdenkmal des Kaisers Maximilian fesselte die Kinder die schlichte Grabinschrift, die die Gruft des Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer schmückte. Daneben ein unscheinbares Täfelchen aus neuester Zeit: Tiefempfundene Verse, die dem zornigen Schmerz Ausdruck geben, daß deutsches Land in welsche Hände geraten. Die das Gelübde ablegen, daß die Söhne des Andreas Hofer nicht ruhen werden, bis Nord und Süd des geliebten Vaterlandes wieder vereinigt beieinander seien. Selbst die jungen Kinder empfanden den patriotischen Schmerz und die Tiefe des Nationalgefühls, die sich in den wenigen Zeilen offenbarten.

Freilich, die Buben waren bald wieder von den geharnischten Bronzerittern, die die beiden Gänge flankieren, vollständig in Anspruch genommen.

Mariannle hatte weniger Interesse dafür. Nur bei einer der hoheitsvollen Fürstinnen im Bronzelleid äußerte sie: „Die könnte ich mir eher als Frau Hitt vorstellen als den Stein da droben!“

Der Hofgarten mit seinem prächtigen, uralten Baumbestand ward bewundert. Nun ging's am rauschenden Inn entlang zur Hungerburgbahn.

Die Buben waren ungeheuer aufgeregt. „Eine Drahtseilbahn führt 'nauf, wir fahren mit einer Drahtseilbahn zu Berg“, verkündeten sie frohlockend.

„Kann da auch nix net passieren?“ wandte das Angsthäschchen ein wenig zaghaft ein.

„Freilich, wenn ein Seil reißt, liegst drunten“, lachte der Seppel sie aus.

„Weiber haben kein Schneid net.“ Mit ungeheurer Verachtung blickte Hansi, der neunjährige Mann, auf die Gefährtin.

Trotz dieser abfälligen Kritik hielt Mariannle es für ratsam, sich fest an Mutters Arm zu klammern, als man die stufenartig übereinandergebauten Kastenabteile der Bergbahn betrat.

Ein gellender Pfiff — er ging dem Mariannle durch Mark und Bein. Die Bahn setzte sich in Bewegung.

„Schaut, Kinderle, zwei Drahtseile führen mit der Gleis Spur zur Höhe. An jedem hängt eine Bahn. Zur gleichen Zeit geht die eine Bahn von oben hinab und die andere von unten hinauf. Die beiden Bahnen halten sich gegenseitig das Gleichgewicht“, belehrte Herr Fiedler seine Knaben. „In der Mitte treffen sie sich.“

„Ja, aber, wenn halt in der einen Bahn lauter dicke Leut' fahren und in der anderen nur dünne, dann kann's leicht ein Unglück geben“, überlegte Seppel.

Mariannle faßte den Arm der Mutter fester, trotzdem Herr Fiedler lachend versicherte: „Keine Sorg', Seppel, für den Fall wird die Bahn mit Ballast, Sandsäcken oder dergleichen genügend beschwert.“

Mit angstvoll prüfenden Blicken maß das Mariannle die Fahrgäste. Sie waren meist schlank, nur in der Ecke lehnte ein wohlbeleibter Herr und trodnete sich die Stirn bei der Mittagshitze. Ob der wohl das notwendige Gleichgewicht herstellte?

Während Mariannle sich derartigen physikalischen Betrachtungen hingab, betrachteten die anderen die immer herrlicher werdende Landschaft, welche tiefer, immer tiefer sich entrollte. Jetzt trafen sich die beiden Bahnen, die hinauftragende und die zu Tal gleitende. Die Führer wechselten Scherzworte miteinander. Mariannle beobachtete es mit Mißbehagen. Dann war es ja kein Wunder, wenn was passierte. Die lebensgefährliche Bahn verlangte doch volle Aufmerksamkeit der Führer.

Ein Seufzer der Erleichterung — die Höhe war erreicht. Die Buben wären am liebsten gleich wieder hinuntergefahren und noch einmal wieder hinauf. So begeistert waren sie von der Bergfahrt. Mariannle konnte dafür kein Verständnis aufbringen.

Um so mehr vermochte sie sich jetzt, wo man der Gefahr glücklich entronnen war, an der lachenden Talandschaft, die von hier oben, rings von Bergen umrahmt, ganz besonders schön war, zu freuen.

„Schau, Mariannle, hier bist du auch der Frau Hitt um ein gut Teil näher“, riß der Vater sie aus ihrem Schauen. „Von hier aus kann man die Form des Pferdes mit der reitenden Frau darauf ganz deutlich erkennen.“

Ja wirklich — Mariannle erkannte jetzt auch die reitende Frau Hitt da droben aus Felsgestein.

„Gleich wird sie 'nuntergaloppieren, deine Frau Hitt“, zog sie Seppel auf, der ihren Blicken gefolgt war.

Mariannle antwortete mit einem stummen Knuff.

Seppel, nicht faul, puffte wieder. Hansi war natürlich sofort als Dritter zur Stelle. Und es hätte sicher hoch über dem Juntal zu Füßen der Frau Hitt eine erneute Auflage der Kauferei gegeben, wenn Herr Fiedler nicht gerade gemeint hätte: „Ja, Herrschaften, woran liegt's denn noch? Den Blick ins Juntal können wir auch hernach noch genießen, aber das Mittagessen nimmer. Nach ein Uhr gibt's am End nix mehr zu futtern. Und das nimmt mein Magen übel.“

„Dafür sind wir halt auf der Hungerburg, Herr Fiedler, daß wir Hunger leiden müssen“, rief Mariannle lustig, sich nach rechts und links verteidigend.

„Schau' einer 's Mariannle an, wie schlagfertig es ist, mit Hand und Mund“, lachte Frau Fiedler.

„Mädle, schämst dich nimmer, wie ein Bub zu raufen.“ Die Mutter war weniger begeistert von der „Schlagfertigkeit“ des Töchterchens.

Aber die Buben ließen jetzt selber ab. Zum Balgen und Raufen war auch nachher noch Zeit. Die Karawane setzte sich nach dem Gartenlokal „Hungerburg“ in Bewegung.

„Schenken's mir doch a Kreizer, nur a Kreizer, lieber Herr“, klang es da mit zitternder Stimme in das Geplauder der Ausflügler von irgendwo hinein.

Erstaunt hemmte Herr Knorr den Schritt. Ein alter Mann lehnte auf dem Erdboden an der Hausmauer, ebenso grau und verwittert wie diese.

„A Kreizer — nur a Kreizer.“ Mit weinerlicher Stimme wiederholte er seine Bitte.

Mariannles Vater zog die Geldtasche. Er warf dem Alten einen Schein in den formlosen Hut.

Auch Herr Fiedler griff in die Tasche, die übrigen gingen achtlos weiter.

„A Kreizer — schenken's mir nur a Kreizer, klein's Fräulein.“ Mariannle hemmte plötzlich den hüpfenden

Schritt. So flehentlich klang es dicht neben ihr — streckte der Greis nicht sogar seine knochige Hand nach ihrem geblümten Dirndlrock aus?

Ach was — Vater hatte ihm doch bereits was gegeben. Und sie hatte ja überhaupt gar kein österreichisches Geld. Nur das Geld, das sie von der Großmama in München als Reisegeschenk erhalten, davon sollte sie sich irgendeine hübsche Erinnerung in Nittenwald kaufen. Sie schwankte noch zwischen dem blauen Nähkasten mit dem flammend-roten Herz darauf, einem weißen Gucklochfederhalter, in dem man ganz deutlich das Karwendelhaus erblickte, und einer Ruhglocke. Wozu sie letztere benutzen konnte, wußte Mariannle allerdings nicht recht. Aber das würde sich schon finden. Sie konnte ja trotz der elektrischen Klingel zu Hause damit Sturm läuten, wenn Theres', das Stubenmädchen, das Essen hereinbringen sollte.

Mariannle preßte die Hand auf ihren Schatz in der Tasche. Den gab sie nicht her.

Inzwischen hatte man die „Hungerburg“ erreicht. Dieselbe war ein nettes, auf der Höhe gelegenes Gartenrestaurant mit herrlichem, weit ins Tirolerland gehendem Ausblick.

„Frau Pitt — schau, Mariannle, da ist die Frau Pitt leibhaftig mit ihrer Jagd“, rief plötzlich der Hansi, der die Augen überall hatte.

„Wo — um's Himmels willen — wo, Hansi?“ Entsetzt packte Mariannle den Hansi beim Hemdärmel. Aber gleich darauf faßte es sich. „Alter Schwindelmeier!“

„So — bitte sehr!“ verteidigte sich Hansi. „Knöpf' gefälligst die Augen auf, da, an der Hausmauer drüben kannst sie schauen. Ganz so wie droben aus Stein. Und die Bettlerin ist auch dabei.“ Er wies auf ein lebensgroßes Bild, das in bunten Farben an die Hauswand gemalt war. Es zeigte die Innbrücke, über die Frau Pitt mit wallendem Federhut auf feurigem Roß sprengte. Eine abgehärmte

Bettlerin streckte ihr mit flehender Gebärde ihr elendes Kindlein entgegen. Darunter stand ein Vers. Hansi und Mariannle begannen ihn eifrig zu buchstabieren, während der Seppel und die Eltern längst die Speisekarte im Restaurant studierten.

„Da zieht Frau Pitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Fesselschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.“

„Hansi, das ist ja grad' derselbe Vers, der in dem Gedicht in unserem Lesebuch steht — grad' derselbe, bloß das Bild fehlt.“ Mariannle betrachtete Frau Pitt und die Bettlerin mit ungeheurem Interesse.

„Hier auf der andern Seite ist halt noch ein Bild — das ist der Fluch der Bettlerin. Schau' nur, wie drohend sie den Arm hebt. Lies mal, Mariannle.“

„Da greift die Verachtete wütender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
Oh, würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer der Armen höhnt.“

Mariannles helle Kinderstimme ging in scheuen Flüster-ton über. „Du, Hansi, das ist die Verwünschung. Glaubst du, daß es — daß es jedem so ergeht, der einem Bettler nix net gibt?“

Hansi zuckte die Schulter. „Kann sein, 's kann halt sein auch net.“ Er setzte eine nachdenkliche Miene auf, die sich höchst merkwürdig in seinem durchtriebenen Buben-gesicht ausnahm.

„Ja, wo steht's denn? Die Suppe ist schon serviert, und Schweinsbraten ist keiner mehr, nur Rahmschnitzel. Aber zum Nachtisch ha' mer halt Zwetschentnödel.“ Der Seppel kam eiligst herbeigelaufen. „Kommt's schnell, dein Vater ist schon fuchtig, Mariannle, weil du net da bist.“ Hansi setzte sich eiligst in Trab hinter Seppel her. Denn die in Aussicht gestellten Herrlichkeiten waren entschieden

verlodender als alle Flüche und Verwünschungen der Bettlerin.

Das Mariannle folgte langsamer. Trotzdem der Vater ärgerlich war, beeilte es sich nicht gar so sehr. Im Gegenteil, immer wieder wandte es den Kopf zu den Bildern der Frau Hitt zurück, als ob irgendeine geheimnisvolle Macht es dahin zurückzöge.

„Mädle, magst heut' kein Mittagessen net?“ Vorwurfsvoll blickte die Mutter ihrem Töchterchen entgegen.

„Die Suppe hat der Kellner schon abserviert“, sagte der Vater stirnrunzelnd. Ein schneller Blick überzeugte Mariannle indes davon, daß noch am unbefleckten Tische ein sorgsam zugedeckter Suppenteller stand.

„Ach, Vaterli, sei net bö, da drüben am Haus war halt so ein arg großes Bild von der Frau Hitt und der Bettlerin — grad' wie sie verwunschen wird. Das muß ich doch anschauen, gelt?“

„Verwünscht heißt es, Mariannle — hoffentlich hast du dich nicht mit verwunschen lassen.“ Vaters gute Laune war schon wieder hergestellt.

„Kann das sein — kann so was wirklich sein?“ Erschreckt riß das Mariannle die Blauaugen auf. Der Löffel Suppe, den es eben hinunterschluden wollte — denn die gute Mutter hatte dem saumseligen Töchterchen den verdeckten Teller bereits zugeschoben —, drückte wie eine Erbse im Hals. Starr saß das Mariannle da, als sei es bereits aus Stein.

„Aber freilich — du bist ja schon verwunschen, Mariannle — du sitzt ja gar net mehr auf dem Stuhl, sondern droben in der Felswand zur Gesellschaft von der Frau Hitt!“ Ja, die Buben hatten gut lachen und spotten. Die ahnten nichts von Mariannes Angst, die ihr Herz und Magen abdrückte, so daß das gute Rahmschnitzel ganz und gar nicht rutschen wollte. Während der Seppel und der Hansi mit vollen Bäden kau'ten und schwap'ten, wiederholte Mariannle fort-

während in Gedanken die Verse, die sie soeben drüben an der Hauswand gelesen.

Hatte sie etwa auch ein hämisch Gesicht gezogen wie Frau Hitt, als der alte Bettler sie vorhin um einen Kreuzer angefleht hatte? Nein, ganz gewiß nicht. Vergnügt und sorglos, wie es stets ihre Art, war sie an dem Bettler vorübergesprungen. Aber wenn der Alte vielleicht nicht mehr gut sehen konnte, wenn er am Ende geglaubt hatte, daß sie ihn auslachte oder sich über ihn lustig machte! Ach was, Vater hat ihm doch was gegeben, und er konnte doch gar nicht wissen, daß sie noch das Geld von der Großmama in der Tasche gehabt hatte. Und Hansi und Seppel hatten sich doch auch nicht um ihn gekümmert, und die ließen sich das Mittagbrot schmecken. Lächerlich, daß sie sich davor fürchtete, daß es ihr so ergehen könnte wie der Frau Hitt.

Ja, aber hatte er nicht „kleines Fräulein“ gesagt und die dürre Hand nach ihrem Röschchen ausgestreckt? Am Ende hungerte er, der arme Mann, und bekam kein Mittagbrot, während auf ihrem Teller zwei ledere Zwetschenknödel lagen.

Ein Gedanke durchzuckte das verängstigte Kind plötzlich. Wenn es dem alten Bettler die Zwetschenknödel hintrug und ihn bat, sie doch bloß nicht in einen Stein zu verwünschen. Oh, das würde sicher nützen. Mariannes Herz war plötzlich wieder federleicht. Wenn die Zwetschenknödel nur nicht gar so leder ausgeschaut hätten! Knödel, und nun gar mit Zwetschen gefüllt, war ihr Leibgericht.

Am Ende genügte es schon, wenn sie ihm bloß einen brachte. Zwei Zwetschenknödel waren überhaupt viel zu viel. Alte Leute haben nicht mehr einen so guten Magen. Aus dieser Besorgnis heraus begann Mariannle erst mit dem einen Knödel zu liebäugeln und ihn dann mit plötzlichem Entschluß zu verspeisen. Doch kaum hatte sie ihn im Munde, da hätte sie ihn am liebsten wieder ausgespien. Himmel, wenn der andere Zwetschenknödel nicht genügte!

„Ei, Mariannle, dir schmeckt's doch heute gar net“, verwunderte sich die Mutter, welche die sonstige Eßlust ihres Töchterchens kannte.

„Magst den Knödel nimmer?“ Zu gleicher Zeit streckten der Seppel und der Hansi eiligst die Hand nach Mariannes Teller aus.

„Laßt stehen — ich mag's schon selber.“ Mariannle griff nach ihrem Eigentum. „Ich nehm' mir's halt mit und eß ihn hernach.“ Ohne „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen, war sie mit ihrem Teller auf und davon.

„Laß den Wildfang nur laufen“, begütigte Herr Anorr seine Frau, die noch nachträglich gegen den eigenmächtigen Aufbruch Mariannes Einspruch erheben wollte.

„Das Mädel ist diesmal in der Balanz ganz und gar verwildert“, wandte sich Frau Anorr entschuldigend an die Tischgesellschaft.

„Dafür sieht es auch blühend aus; für solch ein lebhaftes Kind ist langes Stillsitzen eine Pein“, meinte Frau Fiedler verständnisvoll. „Na, ihr Buben, ihr schaut halt auch aus wie zwei Maikäfer, die davonburren wollen. Also, da lauft's nur. Das Mariannle ist gewiß schon am Aussichtsturm, wir kommen später nach.“

Die Buben schossen davon, dem etwa fünfzehn Minuten entfernten Aussichtsturm zu. Aber soviel sie dort auch spähten, riefen und suchten, kein Mariannle ließ sich blicken.

Ja, wo steckte es denn da bloß?

Zuerst hatte das Mariannle wieder geraume Zeit vor der Hausmalerei gestanden. Und wie es so schaute und die Verse immer wieder las, da verwandelte sich die Bettlerin plötzlich in einen elenden Greis. Die Frau Pitt aber trug keinen Federhut mehr, sondern blonde Zöpfe und ein geblümtes Dirndlkleid und hatte genau solch frisches Kinder Gesicht wie das Mariannle selber.

„A Kreizer — schenken's mir nur a Kreizer, klein's Fräulein.“ — Mariannle fuhr sich über die Augen. Nein —

nein — nur in ihrer Einbildung hatte sie diese Worte soeben dort unter dem Bilde gelesen. Da war kein Greis und kein Mariannle, sondern die Bettlerin und die Frau Pitt. Sie träumte mit wachen Augen, oder — Entsetzen packte das Kind — war das am Ende der Fluch des Bettlers, daß das böse Gewissen ihm keine Ruh ließ?

Mariannle riß sich von dem schrecklichen Bilde los. Als gelte es einen Wettlauf, so jagte es in der Mittagssonnenglut die schattenlose Straße zum Bahnhof zurück. Einmal war der Zwetschenknödel bei dem eiligen Lauf schon vom Teller gesprungen. Was tat's? Mariannle hob ihn wieder auf, blies den Staub herunter und sperrte ihn der Sicherheit halber in ihr noch sauberes Taschentuch, das sie mit den vier Ecken zusammenknüpfte. Den Teller aber ließ sie irgendwo am Wege stehen. Den konnte sie auf dem Rückweg immer noch holen.

Der Bahnhof lag verödet, da zu dieser Zeit kein Zug kam oder abgelassen wurde. Der Platz, wo der alte Bettler gehockt hatte, war leer. Mariannle bohrte mit erschrockenem Blicken fast ein Loch in die Stelle, wo er gesessen. Hatte der Erdboden ihn verschluckt? An die Möglichkeit, daß er fortgegangen sein könnte, hatte Mariannle nicht gedacht.

„Wo ist denn der alte Bettler hingekommen, der hier am Weg gesessen?“ fragte sie das Bubenfräulein, das gegenüber Ansichtskarten und Reiseerinnerungen feilbot.

„Der alte Mops? Nun, heimgegangen wird er sein zum Essen; sein Bub, der Josef, ist ihn holen kommen.“

„Zum Essen — heim?“ Mariannle machte ein verdugtes Gesicht. Sie hatte sich so fest eingebildet, daß er Hunger leiden müsse, der Arme, daß sie ihre Hartherzigkeit durch den Zwetschenknödel würde wieder gut machen können. Ob sie ihn sich nun selbst zu Gemüte ziehen sollte, den lederen Knödel? Sie knotete das Taschentuch, das blaue Pflaumenfleck bekommen hatte, auseinander. So — da nahm der Knödel zum zweiten Male Reißaus und fielte

sich zu Mariannes Füßen im Sande. Wieder wurde er sorgsam abgeblasen und auf's neue in das Taschentuch geknotet. Schnell — schnell, daß sie nur der Begierde widerstand, ihn sich selbst schmecken zu lassen. Zwetschenknödel, so was Gutes bekam er doch sicher nicht daheim, der alte Mohn. Also geschwind mit dem Knödel hinter ihm drein.

„Wo wohnt der alte Mohn?“ erkundigte sie sich bei dem Budenfräulein.

„Das letzte Haus im Ort, dort nauf, hinter dem Heustabl. Arg verfallen ist's halt — du kannst's net verfehle. Schau, dort grad unter dem Fels der Frau Pitt.“ Das Fräulein wies bereitwillig die Richtung.

Grad unter dem Fels der Frau Pitt — o jegerl, das war nicht sehr verlockend. Ob's nicht doch gescheiter war, umzukehren, wo die Eltern saßen, und wo der Seppel und der Hansi sich gewiß jetzt vergnügten? Der Weg durch die Matten hinauf war weit und sonnig und führte außerdem in die gefürchtete Nähe der Frau Pitt.

Ja, aber gerade darum mußte sie hin — gerade darum. Wenn der Mohn so nah von der versteinerten Frau Pitt wohnte, hatte sein Fluch gewiß ganz besondere Macht. Nein, sie mußte ihm den Knödel hintragen.

Mit eiligen Sprüngen ging es die Bergmatten hinauf — rasch, ganz rasch, damit es ihr nur ja nicht wieder leid wurde. Jetzt wehte das buntgeblühte Röcklein bereits hoch über dem Aussichtsturm — Mariannle sah nicht, daß die Eltern gerade von dort die herrliche Rundschau genossen. Keinen Blick warf sie zurück. Nur weiter, immer weiter, trotz Sonnenbrands aufwärts! Der Schweiß perlte dem verängstigten Kinde von der Stirn. Keuchend ging der Atem. Krampfhaft hielt es das Taschentuch mit dem Besänftigungsknödel in der Hand.

Endlich war das letzte Haus hoch oben am Berghang erreicht. Es war ein arg zerfallenes Hüttlein, das Stroh-

dach an vielen Stellen schadhast. Frau Pitt blickte gerade auf das armselige Häuschen herab. Einen ängstlich scheuen Blick warf das Mariannle zu der Felsenfrau hinauf. Dann pochte es herzlopfend an die schiefe in der Angel hängende Tür. Kein Herein erklang. Still blieb's da drinnen. War keiner daheim? Ja, wo war der alte Mohn denn da hingegangen? Ratlos stand das Kind. Es wagte nicht, die Tür zu öffnen. Kein Laut. Nur das Surren der Insekten im Sonnenstrahl, das Rauschen der Grashalme im Bergwind. Mariannle hörte den Schlag ihres eigenen Herzens.

Da — Stapsen von Nagelschuhen, ein etwa sechs-jähriger Bub tauchte, vom Walde kommend, mit einer Kiepe Reifig hinter Mariannle auf. Er öffnete die Tür und warf die Last am Herd ab.

Neugierig spähte Mariannle in den Raum, der kaum die notwendigsten Möbel aufwies. „Wohnt hier der alte Mohn?“ fragte sie schließlich.

„Hm“, machte der Bub und nickte.

„Wo ist er denn?“

„Der Großvaterl — halt da.“ Der Bub wies mit dem Daumen rückwärts über die Schulter zum Fenster. Struppiges, graues Haar ward durch das Fensterglas sichtbar. Der Alte saß draußen auf dem Bänklein an der entgegengelegten, nach dem Gebirge zu liegenden Hausseite. Mariannle hatte ihn beim Kommen nicht bemerkt. Jetzt schlich sie sich, mit einem so beklemmenden Gefühl, als ob sie ein schlechtes Schulzeugnis in Empfang nehmen sollte, um das Haus herum.

Der alte Mohn saß mit zur Seite herabgeneigtem Kopf, den zahnlosen Mund halb offen, und machte in der heißen Mittagssonne ein kleines Schläfchen. Mariannle wagte nicht, ihn zu wecken. Herzlopfend blickte sie bald auf den zerlumpten Alten, bald zur Frau Pitt empor, die just auf sie herabsah. Auch der kleine Bub war neugierig ums Haus herumgekommen. Aber als keines was sagte,

wurd' ihm das Anstarren zu langweilig. Ein lautes „Zuchhu“ stieß er plötzlich heraus.

Mariannle fuhr zusammen. Aber auch der Großvater öffnete erschreckt die Augen. „Bist's halt du, Josef?“ fragte er noch schlafbenommen.

„Da ist noch wer.“ Josef wies auf Mariannle. Der Greis richtete die schon etwas trüben Augen auf den Ankömmling.

„A Kreizer — schenken's ma a Kreizer“, begann er mit winselnder Stimme, als er erfaßt hatte, daß es ein Fremder war.

„Ich hab' halt keinen Kreuzer net, Herr Mohn“, begann das Mariannle mit gepreßter Stimme. „Aber ich bring' Ihnen statt dessen einen Zwetschenknödel.“ Mit fliegenden Fingern begann es das Taschentuch zu entknüpfen.

„Gessen ha'mer schon — a Kreizer, halt nur a Kreizer“, Mariannle ging die Stimme durch Mark und Bein.

„Ach, lieber Herr Mohn, ich bitt' gar schön, essen's doch den Knödel, er ist wirklich gut.“ Sie hielt ihm das wenig appetitliche Tuch mit dem Zwetschenknödel hin.

Aber ehe der Alte noch zugreifen konnte, hatte der Josef bereits den Knödel erwischt und ließ ihn in seinen Mund verschwinden.

„Nein, nein“ — Mariannle begann zu weinen — „den darfst nimmer essen, der ist für den Großvater!“

Josef grünte und klopfte sich den Bauch.

Der Alte aber begann wieder sein eintöniges „a Kreizer — schenken's ma a Kreizer.“

Was nun? Den Knödel, den der alte Mohn statt des verlangten Geldes erhalten sollte, hatte der Josef verspeist. Dazu hatte sie ihn sich vom Munde abgespart. Und der Alte wimmerte noch immer nach seinem Kreuzer.

Sollte sie den Schein von der Großmama — nein — nein! Davon mußte doch in Mittenwald der blaue Nähkasten mit dem roten Herzen oder der Gucklochfederhalter oder auch die Ruhglocke gekauft werden.

Aber dort droben saß die Frau Pitt — machte sie nicht schon wieder ein hämisch Gesicht?

Der Bettler streckte die fleischlose Hand nach dem erbetenen Kreuzer aus — kam jetzt die Verwünschung?

„Da“ — Mariannle riß den Geldschein der Großmama mit plötzlichem Entschluß aus der Tasche. „Da, Herr Mohn, sein's halt so gut und geben's mir was wieder.“

Der alte Bettler griff eiligst nach dem dargereichten Schein und prüfte ihn mit seinen trüben Augen. „Vergelt's Gott“, sagte er erfreut.

„Es sind ja fünf Mark, Herr Mohn. Vier Mark neunzig möchte ich zurückhaben“, bestürmte ihn Mariannle eifrig.

Vergeblich. Ob der Alte sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte, er murmelte noch einmal „vergelt's Gott — vergelt's Gott tausendfach“ — dann schloß er wieder die Augen zu dem unterbrochenen Mittagschlaf. Das Mariannle wußte nicht, sollte es lachen oder weinen. Futsch waren sie, die fünf Mark von der Großmama. Dafür hatte ihm der alte Mohn aber dreimal ein Vergelt's Gott gesagt, sogar ein tausendfaches. Das mußte jeden Fluch und jede Verwünschung aufheben, mehr, als der Zwetschenknödel das vermocht hätte. Freien Auges konnte das Mariannle jetzt zur Frau Pitt empor schauen — die konnte ihr kein hämisch Gesicht mehr zeigen. So sagte es nur noch „Grüß Gott“ und sprang mit leichtem Herzen und leichter Tasche die steile Bergwiese hinab. Der Kummer um den Geldverlust wurde etwas besänftigt durch die Überlegung, daß der alte Mohn sicher das Geld nötiger brauchte als sie den Nähkasten oder die Ruhglocke. So langte Mariannle in fast ebenso fideler Stimmung, wie das sonst ihre Art war, wieder an der Hungerburg an.

Der Garten war noch immer von Gästen bevölkert. Aber vergeblich spähte Mariannle nach Muttis lila Sportjackette, nach Vaters grünem Lodenhut mit dem Edelweiß darauf aus. Auch der blonde und der braune Haarschopf

der Spielgefährten Seppel und Hansi tauchten nirgends auf. Um's Himmels willen — wo waren sie denn inzwischen hingegangen? War sie denn gar so lang ausgeblieben? Es mußte wohl so sein, denn die Gäste an den Tischen tranken bereits Kaffee. Das gab Mariannle einen Stich durchs Herz. Sie erinnerte sich, daß Herr Fiedler vorge schlagen hatte, den Kaffee auf der entgegengesetzten Seite von Innsbruck, am Berg Isels, einzunehmen. Die Buben konnten es schon kaum erwarten, den historischen Ort, wo die Tiroler Freiheitshelden gekämpft, zu schauen und vor allem das Andreas-Hofer-Denkmal. Man würde doch nicht etwa ohne sie dorthin gefahren sein? Himmel, was wurde dann aus ihr? Sie hatte ja keinen Pfennig Geld mehr in der Tasche. Wie sollte sie die Drahtseilbahn nach Innsbruck, und wenn sie die Eltern dort nicht wieder fand, die Rückreise nach Mittenwald bezahlen! Mariannles Herz, das vor kurzem erst zur Ruhe gekommen, begann wieder angstvoll zu schlagen. Dabei rannte sie im Trab dem Bahnhof zu. Sie hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein gellender Pfiff sie erschreckt zusammenfahren ließ. Das war die Drahtseilbahn, die gerade abging. Ob die Eltern und Fiedlers mit derselben davonsuhren? Trotzdem die Bahn ja nun fort war und die nächste erst in einer halben Stunde wieder abgelassen wurde, jagte Mariannle weiter, als könne sie die Bahn noch einholen. Erstaunt blickten die Spaziergänger auf das erhitzte Kind, das mit zur Erde gesenktem Kopf und gelösten Blondzöpfen an ihnen vorbeistürmte.

„Klein's Fräulein — laufen's net so, Klein's Fräulein“, — aus der Bude, wo die Ansichtskarten verkauft wurden, klang's hinter Mariannle her. Sie hemmte den eiligen Lauf. „Ja, was machen denn Sie für Sachen, Klein's Fräulein? Die Herren Eltern sind halt kreuzunglücklich, daß das Töchterle auf und davon ist. Die Frau Mama sitzt drüben im Schenkgarten am Bahnhof und weint sich die Augen aus

dem Kopf. Und den Herrn Papa, den hab' i halt zum alten Mloys 'nausschickt, weil er mich fragen tat, ob ich kein klein's Dirndl mit grünem Schürzl und blonden Schnederln sehn hätt, und weil's mich doch nach dem alten Mloys sein Häusl fragt haben. Maria und Josef — a so eine Angst!“

Mariannle hörte die letzten Worte des Bubenfräuleins nicht mehr. Trap — trap — ging es schon weiter, dem Schenkgarten am Bahnhof zu. Dort schimmerte ein lila Kleid; angstvoll sorgende Mutteraugen spähten über die Hecke hinweg und musterten jeden Vorübergehenden.

Da slog's auf Frau Knorr zu, ein geblümtes Röschchen, ein grünes Schürzlein, verwehte Blondhaare über einem tränenüberströmten Gesicht. „Mutterli — lieb's Mutterli, sei net böß, schau, ich war so bang, daß es mir ergehen könnt wie der Frau Hitt, weil ich dem alten Mloys keinen Kreuzer net gegeben hab'.“ Und während die Mutter ihren verlorenen Liebling fest im Arm hielt, damit er ihr nur ganz gewiß nicht wieder abhanden kommen könnte, erzählte das Mariannle die Geschichte des Zwetschenknöbels und des Geldscheins von der Großmama.

„Bist halt a arg dumm's Mäderle.“ Zärtlich strich die Mutterhand, als Mariannle geendet, über das heiße, verweinte Gesichtchen. „Wievie! Angst und Sorge hättst du uns und dir selbst ersparen können, Mariannle, wenn du uns gleich deine Befürchtungen mitgeteilt hättest und net heimlich davongelaufen wärst.“

„Ja, aber die Fiedler-Buben, die hätten mich arg gefoppt. Und ich will ganz gewiß nimmer wieder davonlaufen“, versprach Mariannle, glücklich, daß es wieder geborgen bei der Mutter saß.

„Das will ich dir auch geraten haben, du Ausreißer!“ Mariannle fühlte sich plötzlich an den Ohren emporgezogen. Das war der Vater, erhitzt von der unfreiwilligen Kletterei, mit strafender Miene und frohen Augen, daß das Mariannle sich wieder angefundnen hatte.

„An die Leine wirfst jetzt genommen, verstehst? Daß du uns nimmer wieder entlaufen kannst, du Schlingel.“ Zwischen Vater und Mutter marschierte Mariannle zum Bahnhof.

„A Kreizer — schenken's mir a Kreizer.“ Der alte Mops hatte bereits wieder seinen Stammpfad inne. Mariannle rief ihm ein freundschaftliches „Grüß Gott“ zu. Aber der alte Bettler erkannte sie nicht wieder. „A Kreizer — nur a Kreizer“ —, das konnte Mariannle jetzt nichts mehr anhaben. Kein Mensch würde sie für hartherzig halten, wo sie ihren Zwetschenknödel und ihre fünf Mark hergegeben hatte. Geradezu übermütig nickte sie der versteinerten Frau Pitt einen Abschiedsgruß zu, als die Drahtseilbahn sie nun wieder abwärts nach Innsbruck führte. Für den Berg Fels, wohin Fiedlers allein gefahren, war es nun heute zu spät geworden. Aber der Zwetschenkuchen in der Innsbrucker Konditorei entschädigte Mariannle dafür und gleichzeitig für den abgesparten Knödel.

Die Fiedler-Buben wollten gar zu gern wissen, wo das Mariannle eigentlich gesteckt hatte. Aber ihre Neugier ward nicht befriedigt. Mariannle verriet nichts. Ja sie lachte sogar, als der Hansi pfiffig meinte: „Gewiß hast der Frau Pitt einen Besuch abgestattet.“ Noch mehr aber lachte das Mariannle, als die guten Eltern ihr zum Andenken an die Tiroler Fahrt einen Gucklochfederhalter schenkten, in dem man deutlich die Frau Pitt erblickte. „Der soll dich daran erinnern, daß du nimmer achtlos an einem Armen vorübergehst, Mariannle, und nie wieder davonläufst“, sagte die Mutter dabei.

Ja, das wollte das Mariannle von nun an auch ganz gewiß beherzigen.

Kinderhirtin.

Durch die Türspalte fiel ein winziger Lichtstreif. Er zitterte golden über den Fußboden des bereits verdunkelten Zimmers, huschte über die roten Pantöffelchen der sanft schnarchenden Ruth, lief eilig bis zu dem Bett an der gegenüberliegenden Wand und hingte sich an krause Stirnlöckchen. Dort hob sich ein brauner Kopf vom Kissen. Jemand spitzte die Ohren. Es war aber auch zu aufregend, was da durch die nicht völlig geschlossene Tür zu der jungen Forscherin drang. Handelte es sich doch um ihre eigene Zukunft, über welche die Eltern im Nebenzimmer berieten.

„Am liebsten würde ich die Anni zu meinem Freund Wille ins Bankgeschäft geben“, hörte sie den Vater sagen. „Er ist Vorsteher einer Depositenkasse der Deutschen Bank und beschäftigt unter seinen Beamten auch mehrere junge Mädchen. Dort würde sie was lernen, vor allem pünktlich ihre Pflicht zu tun und ihre eigene Person dem Ernst der Arbeit unterzuordnen.“

„Nein, bloß nicht — aus dem Bankgeschäft laufe ich davon!“ wollte die mit Herzklopfen lauschende Anni dazwischen rufen. Aber rechtzeitig legte sie noch die Hand auf den vorschnellen Mund. Aus war's dann sicher, die Tür wurde geschlossen und die Beratung der Eltern war gewiß zu Ende. Dann ersuhr sie nichts mehr.

Da hörte sie schon Mutters Stimme sich ihrer annehmen. „Warum willst du unsere Anni, welcher der Lebensweg durch ein nettes Talent vorgezeichnet ist, nicht

ihren Neigungen folgen lassen, Paul? Ich glaube nicht, daß sie zur Bankbeamtin, die ganz besonders zuverlässig sein muß, paßt."

Ja, Muttschen war doch die Beste!

"Sowenig oder soviel wie zu jeder anderen ernstesten Tätigkeit. Das ist's ja eben. Alles ist spielerisch und oberflächlich bei Anni. Es ist ihr alles stets zu leicht geworden. In der Schule war sie ohne jede Anstrengung immer eine der Besten. Aber gehst du der Sache mal auf den Grund, so sitzt nichts fest. Zu einem Ohr hinein, zum anderen hinaus. Die reelle Gründlichkeit, der Ernst des Pflichtbewußtseins fehlt ihr noch völlig."

So, Anni, da hast du dein Fett — so ergeht es dem Horchher an der Wand.

Heiß war es dem jungen Mädchen bei der schonungslosen Kritik des Vaters in die Augen geschossen. War sie denn wirklich solch ein oberflächliches Ding?

Da war wieder Mutters liebe Stimme. „Mein Himmel, mit sechzehn Jahren waren wir wohl alle noch nicht vom Lebensernst durchdrungen, Paul. Gott sei Dank, daß es so ist. Du kannst doch unserem Mädels keinen Vorwurf daraus machen, daß es einen offenen Kopf hat und alles spielend lernt. Wenn Anni erst für den eigenen Beruf arbeitet, wird sie schon gründlicher werden“, begütigte die Mutter.

„Das Pankfach wäre die beste Schule für sie zur Gründlichkeit und Zuverlässigkeit. Da könnte sie ohne Vorbereitung sogleich als Banklehrling eintreten; und nebenbei verdient sie sich noch ein hübsches Taschengeld. Die Ausbildung zur Kunstgewerblerin ist ziemlich kostspielig, wenigstens für einen Beamten, wie ich es bin. Die Zeiten sind so schwer, daß man daran denken muß, seine Kinder so schnell wie möglich selbständig zu machen“, schloß der Landgerichtsrat mit Nachdruck.

„Gewiß, da hast du ganz recht, Paul. Nur glaube

ich, daß Anni durch Ausbildung ihres Zeichentalentes bessere Aussichten für ihre Zukunft hat. Das Kunstgewerbe hat im letzten Jahrzehnt einen starken Aufschwung genommen. Und wenn man mit Lust und Liebe bei seiner Arbeit ist, so ist das doch mehr wert als Zwangsarbeit. Die Ruth kannst du mal später in einen kaufmännischen Beruf stecken. Die ist praktisch und tüchtig."

„Ruth wird sich überall als tüchtig erweisen und ihren Platz ausfüllen, trotzdem sie lange nicht so begabt ist wie unsere Große. Ist sie dir nicht heute schon mit ihren dreizehn Jahren im Haushalt eine bessere Hilfe als Anni? Kummert sie sich trotz der Schularbeiten nicht viel mehr um die Kleinen, als die große Schwester? Es behagt mir gar nicht, daß Anni das Sommerhalbjahr feiert und dem lieben Gott die Zeit fortstiehlt. Gleich nach dem Schulabgang wieder in eine feste, geregelte Tätigkeit, daß die Mädels keine Zeit haben, an dummes Zeug, an Puß und Vergnügen zu denken, das ist mein Prinzip."

„Anni war ziemlich bleichsüchtig, als sie Ostern von der Schule abging. Zu Oktober beginnt der kunstgewerbliche Jahreskursus. Da war es doch das Beste, daß sie ein halbes Jahr lang pausierte und sich inzwischen in der Wirtschaft betätigte.“ Mutters sanfte Art verstand es stets, den leicht erregbaren Vater zu besänftigen.

„Na ja, wenn sie nur was in der Wirtschaft anfassen würde“, brummte er. „Aber da ist bald Tennis, bald Schwimmen und bald eine Wanderfahrt mit den Freundinnen. Und die Pflicht kommt dabei zu kurz.“ Der Landgerichtsrat Weber war selbst ein so pflichteifriger Beamter, daß er auch von seinen Kindern straffe Pflichterfüllung verlangte.

„Du lieber Pedant“, scherzte die Mutter. Ohne es zu sehen, wußte Anni, daß sie dem Vater jetzt liebevoll über die sich lichternden Haare strich. „Anni wird ihren Weg schon gehen und ihr Pfund nicht vergraben. Sie

ist ja unsere Tochter. Nun haben wir als Eltern die Pflicht, sie auf den richtigen Platz zu stellen. Ich verspreche dir, das Mädel bis zu Beginn der Kunstgewerbeschule tüchtig in der Wirtschaft heranzunehmen, Paul.“ Damit verstummte das Gespräch.

Der schmale Lichtstreif, der aus dem Nebenzimmer drang, huschte über ein tränenfeuchtes Mädchen Gesicht. Ja, warum heulte denn die Anni bloß? Hatte sie doch allen Grund, sich zu freuen und zu frohlocken, daß Mutter ihre Sache so beredt durchgefochten hatte. Daß ihr Wunsch, zu Oktober die Kunstgewerbeschule besuchen zu dürfen, sich nun aller Wahrscheinlichkeit nach erfüllen sollte. Und trotzdem Tränen? War Annis Gewissen wachgerüttelt worden, waren es Tränen der Einsicht, der Reue?

Eigentlich nicht. Die salzige Flut, die sich über das Kopfkissen ergoß, hatte seine Quelle in verletztem Stolz. In ihrem nun bald siebzehnjährigen Leben hatte das junge Mädchen fast nur Angenehmes erfahren. Jeder war Anni freundlich entgegengekommen, denn ihre liebenswürdige Art nahm für sie ein. Die Lehrer und Lehrerinnen mochten das nette, begabte Mädel gern, bei den Freundinnen war sie tonangebend. Auch daheim die Mutter verzog ihre hübsche Älteste, die allgemein beliebt war. Sogar die kleineren Geschwister, die sie öfters tyrannisierte, hingen mit Liebe an ihr. Nur der Vater hatte ab und zu etwas an ihr auszusetzen.

Vater hat eben kein Verständnis für meine Art. Vater ist zu pedantisch als Jurist, dachte das unreife Mädel, in die Kissen hineinschluchzend. Aber ich will es ihm schon beweisen, daß ich ebenso gewissenhaft bin wie Ruth — mit solcher Güte von dreizehn Jahren werde ich es doch noch aufnehmen können. Und Geld will ich verdienen, viel Geld, daß ich nicht um jede Bahnkarte zur Elektrischen, um jedes Theater- oder Konzertbillet erst zu betteln brauche. Man muß sich unabhängig machen.

Und während die weinende Anni sich den Kopf zerbrach, auf welche Weise eine derartige Unabhängigkeit am schnellsten zu erreichen sei, entführte sie ein lachender kleiner Traumgott in ein Land, wo es weder Elektrische noch Theaterbillet gab.

Am nächsten Morgen hatte Annis leichtes Temperament die nächtlichen Schmerzen bereits überwunden. Wenn die Sonne scheint, sieht alles ganz anders aus, und selbst das Düsterste erhellt sich. Und die liebe Sonne schien heute ganz besonders strahlend. Hurra — das würde ein feiner Tennismittag werden!

Ruth und Erwin waren bereits in der Schule, als Landgerichtsrats Älteste am Kaffeetisch erschien. Denn Frühaufstehen gehörte nicht gerade zu Annis Liebhabereien. Sie mußte doch ihre goldene Freiheit nach zehnjährigem Schulzwang genießen.

Mutter war schon über eine Stunde in der Wirtschaft tätig, Vater bereits im Amt. Das war Anni recht angenehm. Denn nach dem gestrigen kalten Wasserstrahl, den Vaters Worte über die unfreiwillige Lauscherin ergossen hatte, wäre es immerhin etwas peinlich gewesen, daß der Zeiger des Regulators bereits stark auf neun rückte.

Resthäkchen, das noch nicht vierjährige Kurtchen, war damit beschäftigt, aus den Lederstühlen des Speisezimmers eine Hochbahn zweiter Klasse zu konstruieren. Es war empört, daß die große Schwester einen seiner Waggons als Sitzplatz für sich in Beschlag nahm.

„Ne — das deht niss. Denn trink befällist im Tehen Tasse. Meine Hochbahn darf niss taputt demacht werden, sonst ssimpst der Herr Szaffner.“ Vergeblich versuchten die kleinen Fäuste, die große Schwester von dem ihr nicht zukommenden Sitz herunterzuschieben.

Nun wäre es sicher ein leichtes gewesen, das erregte Kerlchen zu beruhigen. Wäre Anni auf sein Spiel eingegangen, hätte sie beim „Herrn Szaffner“ eine Fahr-

karte gelöst, so wäre der Kleine selig gewesen, einen Fahrgast in seiner Hochbahn zu haben, und sie hätte in aller Gemütsruhe Kaffee trinken können. Statt dessen aber machte sie sich unsanft von den vergeblich schiebenden und stoßenden Händchen frei.

„Dummer Bengel, laß mich in Frieden. Ich möchte meinen Kaffee in Ruhe trinken. Spät genug ist es doch wohl dazu. Und kalt ist der Kaffee noch obendrein.“

Kurtchen's Geheul lockte die Mutter herbei. Sie hörte Annis letzte Worte noch gerade.

„Wem mißt du denn die Schuld daran bei, Anni? Wenn du erst um neun Uhr zu erscheinen geruhst, trotzdem wir heute, wie du wohl weißt, Vaters Zimmer reinmachen, darfst du dich nicht wundern, wenn das Frühstück inzwischen kalt geworden ist.“ Es klang ärgerlicher als sonst. Das war sicher der Erfolg der gestrigen elterlichen Unterredung.

Anni unterdrückte ein ungehöriges „bei uns wird ja immer reingemacht“ und goß eilig den kalten Kaffee hinunter. Die gründliche Reinigung von Vaters Zimmer bedeutete von jeher einen aufregenden Tag für das ganze Haus. Denn der Herr Landgerichtsrat durfte nichts davon merken. Er teilte die Abneigung seiner Tochter gegen die Scheuerfluten. Wenn er mittags vom Gericht heimkam, mußte alles wieder in tadelloser Ordnung sein. Sein Heiligtum, den Schreibtisch, betrachtete Mutter als ihr Spezialarbeitsfeld. Keine fremde Hand durfte sich daran wagen. Wenn Akten verlegt waren oder wenn der Landgerichtsrat nach irgendeinem Blättchen suchen mußte, konnte er ungemütlich werden.

„Du kannst eine Mandel Kohlraabi holen, Anni. Nimm den Kleinen mit, daß er an die Luft kommt. Und Haserflockensuppe setze nachher auf und richte den Kohlraabi zu. Du hast es ja neulich schon unter meiner Aufsicht getan. Du mußt dich heute um die Küche kümmern. Minna



U r y, Jungmädchengeschichten 4.

„A Kreizer — schenkens mir nur a Kreizer, Klein's Fräulein.“ Mariannle hemmte plötzlich den hüpfenden Schritt.

brauche ich, daß wir bis Tisch mit Vaters Zimmer fertig werden.“

Die geschäftig davoneilende Mutter sah zum Glück die mißmutige Miene des jungen Mädchens nicht mehr. Was — Küchenschnudel sollte sie heute sein, wo Tennistag war und wo die Sonne so verlockend schien? Das konnte doch kein Mensch von ihr verlangen. Aber wohlweislich hielt Anni vorläufig noch mit ihren Wünschen zurück. Flink alles erledigen, dann konnte Mutter unmöglich etwas dagegen haben, daß sie nachher zum Tennis ging. Dumm, daß sie Kirtchen mitschleppen mußte. Da ging es nur halb so schnell, denn der Kleine mußte jedes Schaufenster eingehend betrachten. Aber ihn daheim lassen, das ging nicht an. Ihr kleiner Kavaliere hatte bereits sein Schurzfell herabgerissen und angelte nun begehrlieh nach dem am Haken hängenden Strohhut. Vergessen war sein Kummer von vorn.

„Fein, daß du mich mitnimmst, Anni. Und wenn du wieder artig bist, darfst du nachher auch mit meiner Hochbahn fahren“, versprach er bereitwillig. Sein großmütiges Versprechen machte wenig Eindruck auf Anni. Die achtete kaum auf die hübsche Unterhaltung des kleinen Bruders. Die zog ihn, so schnell die Beine mittragen konnten, ins Gemüsegeschäft, vorüber an dem verlockenden Konfitürenschauenster, an dem Kirtchen durchaus haltmachen wollte.

„Ist das so schrecklich, nicht mal die schönen Szokoladengibarten kann man sich ansehen!“ räsionierte der kleine Wicht.

Anni nahm wenig Rücksicht auf seinen Unmut. Sie handelte ihr Gemüse ein, vergaß in der Eile, daß sie der Frau einen großen Geldschein gegeben hatte, auf den sie noch Geld heraus bekam und hätte spornstreichs den Laden verlassen, wenn die Verkäuferin nicht so ehrlich gewesen wäre, hinter ihr her zu rufen:

„Pst, Fräuleinchen — Sie scheinen ja Ihr Geld ordentlich übrig zu haben — wollen Sie nichts mehr raus kriegen?“

Errötend machte Anni ihr Versehen gut. Na ja, das kam davon, wenn man sich so abhezen mußte. Als ob die Mutter das von ihr verlangt hätte. Und plötzlich meldete sich ein lästiger Gedanke: „Das Bankgeschäft ist die beste Schule für sie zur Gründlichkeit und Zuverlässigkeit“ — deutlich hörte Anni wieder Vaters Stimme. Na, das wäre ja famos, wenn sie in ein Bankgeschäft käme und dort mit anvertrauten Geldern so leichtfertig umginge wie soeben. Anni fühlte, daß der Vater recht hatte mit seinen Worten. Sie war wirklich nicht zuverlässig. „Ich bin eben keine Krämerseele, ich habe Künstlerblut in mir“, beschönigte sie ihren Fehler.

Kurtchens Hoffnung, auf dem Rückweg die „ssönen Szotoladenzidarren“ eingehender bewundern zu können, erfüllten sich nicht. Die große Schwester zerrte ihn unbarmherzig weiter, aller Bitten und allen Bettelns ungeachtet. Kurtchen, ein kleiner Eigensinn, warf sich schreiend der Länge nach auf die Straße und war nicht zum Weitergehen zu bewegen.

„Abscheulicher Bengel!“ Anni knuffte ihn aufmunternd. Sie schämte sich entsetzlich vor dem Kreise Neugieriger, der sich um sie sammelte.

„Pseulisser Bengel — so'n lieber Sunne!“ weinte Kurtchen voll innigen Mitgefühls mit sich selbst.

Dies fand Anni nun weniger. Sie lud den „lieben Jungen“ kurz entschlossen zu ihrem Kahlrabi auf den Arm und eilte mit ihm heim.

„Brüll' doch nicht so doll, Kurtchen, das Haus läuft ja zusammen — hör auf, ich schenke dir auch was.“ Mit Recht fürchtete Anni, daß das Zetergeschrei, wenn es erst mal bis zu Mutters Ohr gelangt war, das beabsichtigte Tennisspiel in Gefahr bringen könnte.

„Was ssenste mir denn — Szotoladenzidarren?“ Das Gebrüll machte für Sekunden sanfteren Tönen Platz, aber nur um mit erneuten Kräften wieder einzusetzen,

da Anni ob solcher anspruchsvollen Wünsche energisch den Kopf schüttelte.

„Still — ruhig — schicht — also meinetwegen — na ja, du sollst sie ja haben, halte bloß schon den Schnabel.“ Anni war in Verzweiflung. Kurtchens Stimme konnte Mauern erschüttern.

Die Verwandlung von schmerzlichster Verzweiflung zu seligstem Glücke, die das Kinder Gesicht im Nu durchmachte, war reizend anzusehen. Aber Anni hatte gar keinen Blick dafür. Die war froh, daß der Schreihals endlich Ruhe gab und daß sie sich daheim nun schnell der lästigen aufgetragenen Pflichten entledigen konnte.

Hut und Mantel flogen auf den ersten besten Stuhl, Kurtchens daneben auf die Erde. Zum Forträumen war noch nachher Zeit. Flink erst das Essen in Gang bringen. Anni war nicht ungewandt für ihre sechzehn Jahre. Wenn sie mit Ruhe und Überlegung zu Werke gegangen wäre, hätte sie gewiß alles zur Zufriedenheit der Mutter bereitet. Aber ihre Gedanken waren bereits auf dem Tennisplatz, und Ruhe hatte sie schon gar nicht dabei. Sie schleuderte die Kahlrabi Köpfe beim Abputzen, als ob sie Tennisbälle wären — verfligt und zugeknöpft! — da hatte sie sich in den Finger geschnitten.

Siehst du, Anni, das kommt davon, wenn man sich zu einer Arbeit nicht die notwendige Zeit läßt!

Himmel, was nun? Es blutete stark und wollte sich trotz der Wasserleitung nicht stillen lassen.

„Kurtchen, ach, bringe mir doch flink mal ein Taschentuch heraus, aber ein sauberes“, rief sie in ihrer Not zum Zimmer hinein.

Kurtchen erschien neugierig, in der Hand einen schwärzlichen Taschentuchlappen, mit dem er bereits den Fußboden aufgewischt hatte.

„Was freiste denn so — halt' doch'n Snabel!“ Der Kleine gebrauchte dieselben Ausdrücke, die die Schwester

ihm gegenüber anzuwenden pflegte. Aber er verstummte plötzlich, als er das fließende Blut sah. Nicht vor Schreck, sondern vor ungeheurer Bewunderung. „Musste nur sterben?“ erkundigte er sich brüderlich.

„Dummes Zeug! Das Taschentuch — flink! Den Scheuerlappen kann ich doch nicht zum Verbinden nehmen, da kann man ja Blutvergiftung kriegen. Laß dir von Mutti ein reines Taschentuch geben.“

Kurtchen eilte in des Vaters für seine Begriffe heute besonders herrliches Zimmer, aus dem man ihn leider schon einige Male an die Luft gesetzt hatte.

„Muttißen, die Anni blutet so doll, und ein ganz abseulisser Greihals is se“, entledigte er sich höchst gewissenhaft seines Auftrages.

„Was — Anni blutet — wieso denn?“ Die Mutter hielt erschreckt im Abseifen des Hermeskopfes inne.

Kurtchens Gedanken gingen bereits andere Wege.

„Gastierste den, wie Vater immer von dem kleinen Fijör hantiert wird?“ Eifrig brachte er ein kariertes Fenstertuch zum Vorlegen herbei. Denn das war sein Amt, dem Barbier jeden Morgen das Handtuch zu bringen.

Die Mutter, sonst das dankbarste Publikum für die drolligen Aussprüche ihres Nesthäkchens, belächelte seinen neuesten Witz heute nicht einmal. Die war bereits draußen in der Küche, Minna natürlich voll Neugier hinterdrein.

Nachdem die Mutter Annis blutenden Finger kunstgerecht verbunden, machte sie sich selbst daran, das Gemüße fertig zu puhen, denn das verwundete Fräulein Tochter konnte nicht mehr Hand anlegen. Minna mußte sich der inzwischen angebrannten Haferflockensuppe annehmen und neue aufsetzen.

„Gar keine Hilfe habe ich von dir. Statt mich zu unterstützen, machst du nur noch mehr Arbeit“, beklagte sich die Mutter.

„Ich kann doch nichts dafür, wenn ich mich schneide.“

Anni setzte eine Märtyrermiene auf. „Was soll ich jetzt tun?“ fragte sie trotzdem bereitwillig, im Hinblick auf das Tennisspiel.

„Kümmere dich um Kurtchen, er ist allein in Vaters Zimmer.“

Aber Anni fand es notwendiger, erst ihre weißen Tennisschuhe zu reinigen und die Bälle zusammenzusuchen. In dem leeren Zimmer konnte dem Kleinen ja nichts zustoßen.

Kurtchen war Alleinherrscher in Vaters Studierzimmer. Hurra! Er benutzte die Zeit seiner Freiheit denn auch recht verständig. Zuerst goß er die Schüssel mit Seifenwasser über den wehrlosen Hermes aus.

„So, nu biste schön debaut. Bauste dern?“ Kurtchen selbst schrie nämlich jedesmal wie am Spieß, wenn die Brause beim Baden aufgemacht wurde. Der Hermes blieb stumm. Er äußerte sich nicht, ob ihm die Dusche angenehm war. Um so beredter ging das Plappermäulchen des Kleinen.

„Nu muß iss biss fisieren, niss ssreien, iss ssiep dar niss doll.“ Er begann die weißen Marmorlöden in Ermangelung einer Haarbürste mit dem rußigen Ofenbesen zu bearbeiten.

„So — nu biste fein. Szöne swarze Hoden haste seht.“ Bewundernd blickte der kleine Haarkünstler sein Werk an. Aber nicht lange blieb Kurtchen untätig. Sein Unternehmungsgeist wies ihm bereits neue Bahnen.

Die Bohnermasse, die auf dem Parkettfußboden stand, gab eine herrliche Haarpomade. Der Hermeskopf war bereits tabellos frisiert, also begann Kurtchen voll Eifer seine eigenen blonden Locken mit Bohnerwachs zu bearbeiten. Er hielt in dieser eifigen Tätigkeit nur inne, weil die große Stehleiter, die dicht am offenen Fenster zum Polieren der Scheiben stand, doch gar zu sehr lodte. Ob man von dort ganz oben, wo man beinahe so hoch war wie

die Zimmerdecke, wohl den grauen Papagei, der gegenüber an einem Fenster wohnte, sehen konnte? Ungeschickt begannen die kleinen Weinchen die Sprossen zu erklimmen.

Inzwischen kehrte die Mutter aus der Küche in das Zimmer ihres Mannes zurück.

Himmel — was war denn hier inzwischen vorgegangen? Der Parkettfußboden, Minnas Stolz, auf den kein Tröpfchen Wasser kommen durfte, schwamm. Hermes hatte schwarze Loden bekommen. Und die Büchse mit dem jetzt so teuren Bohnerwachs stand halbgeleert. Hatte denn Anni auf Kurtchen, der doch hier sicher sein Unwesen getrieben, nicht acht gegeben?

„Muttißen, der draue Papadei is niss zu Hause, der is bewiss pazieren bedangen“, erklang es da plötzlich aus höheren Regionen herab.

Das Herz der Mutter setzte vor Schreck aus, als sie ihren Kleinen da oben am offenen Fenster herumturnen sah. Du Grundgütiger — eine unvorsichtige Bewegung —

Mit staunenswerter Geistesgegenwart unterdrückte sie jedoch einen Ausruf des Entsetzens. Nur das Kind nicht erschrecken — ganz vorsichtig mußte sie es herabzuholen suchen.

„Ich werde mal selbst nachsehen, ob der Papagei zu Hause ist, Kurtchen.“ Die Stimme der Mutter klang merkwürdig gepreßt. „Bleib ganz still da oben, rühre dich gar nicht, ich komme zu dir.“ Mit zitternden Knien stieg sie die Leiter zu dem freudestrahlend sie erwartenden Kleinen hinauf.

So — jetzt hatte sie ihn gepackt — fest, ganz fest, an seinem linken Bein.

„Au, Muttißen, du reißt mir, niss so doll reissen!“ Die Mutter umklammerte der Sicherheit halber auch noch das rechte Bein des kleinen Hochtouristen. „Is der draue Papadei zu Haus?“ Keine Ahnung kam dem Kinde von der Gefahr, in der es schwebte.

Der Abstieg war nicht so einfach. Manche Gletschertour hatte Frau Landgerichtsrat Weber mit ihrem Gatten unternommen, niemals hatte ihr Herz dabei angstvoll gepocht wie heute. Wie kam sie nur mit dem lebhaftesten, wilden Jungen erst wieder glücklich herunter?

Da erschien ein rettender Engel mit Holzpantinen, hochgekrempeelten Ärmeln und breitem, gutmütigem Gesicht — Minna.

„Nanu, will die inädige Frau und Kurtchen in Rompanie meine Fenster fertig putzen?“ verwunderte sie sich mit Recht über den merkwürdigen Höhenausflug.

„Minna, nehmen Sie mir Kurtchen mal ganz vorsichtig ab — so, ganz vorsichtig!“ Minnas derbe Arme saßten fest zu — Kurtchen stand wieder auf der sicheren Erde.

„Junge — du klebst ja wie ne Briefmarke! Und riechen tut er wie 'ne Terpentintonne. Herreje, der Junge hat ja das ganze Bohnerzeug in seine hübschen Loden „kleistert“, wandte sich Minna aufgebracht an Frau Landgerichtsrat.

Aber die hatte kein Verständnis dafür. Trotzdem Kurtchen wie eine Briefmarke klebte und wie eine Terpentintonne roch, drückte sie ihr Nesthäkchen zärtlich schützend an sich.

„Muttißen, kann ich noch was helfen?“ Anni steckte den braunen Kopf zur Tür herein. Die Tennisschuhe waren fertig gereinigt.

Vorwurfsvoll begegnete der Blick der Mutter der Ahnungslosen.

„Kurtchen wäre bei einem Haar aus dem Fenster gestürzt, ganz abgesehen davon, was er sonst hier noch für Unheil angerichtet hat. Das ist deine Hilfe! Kein Verlaß ist auf dich. Der Ernst des Pflichtbewußtseins geht dir ab, Vater hat ganz recht.“

Die stets lustigen Mädchenaugen füllten sich mit Tränen.

„Was kann ich denn dafür, wenn Kurt so unartig ist“, stieß Anni unsicher hervor, denn sie fühlte sehr wohl, daß die Vorwürfe der Mutter berechtigt waren.

„Turtssen atig — Turtssen niss unartig.“ Laut plärrend legte der Kleine Protest ein.

„Kann ich noch irgend was helfen?“ Nur um ihr Gewissen zu entlasten, wiederholte Anni ihre Frage. Denn eigentlich war es die höchste Zeit, sich zum Tennis bereit zu machen.

„Ich hatte gedacht, daß du mir die Küche und das Kind heute abnehmen würdest. Aber die Suppe hast du anbrennen lassen und —“

„Mit Willen habe ich mich doch nicht in den Finger geschnitten, und wie soll ich denn mit dem verbundenen Finger in der Küche hantieren“, verteidigte sich das junge Mädchen. „Und überhaupt — es ist heute Tennistag. Wenn ich nichts helfen kann, darf ich doch gehen? Ja, Muttichen?“

„Das hatte ich mir doch gleich gedacht, daß dir wieder was anderes im Kopf herumspukt. Beim Tennisspiel stört der Verband wohl nicht, nur bei der Arbeit. Aber lauf nur, lauf — hier bist du ja doch zu nichts nütze.“ Seufzend stellte Frau Weber den jetzt wieder in schlohweißem Marmorloden-schmuck prangenden Hermes beiseite.

Aber Anni stand noch immer wie angewurzelt, obgleich die Zeit drängte. Eigentlich hatte sie gar nicht gehofft, so leichten Kaufes davon zu kommen. Aber sie hatte trotz ihres leichtlebigen Temperamentes eine unbehagliche Empfindung dabei, daß sie dem Vergnügen nachgehen wollte, während die Mutter sich daheim abquälte.

„Beim Tennisspiel stört mich der Verband gar nicht, es ist ja die linke Hand und — und — ich könnte ja vielleicht Kurtchen mitnehmen, daß er bei dem schönen Wetter in der Luft ist. Er kann unser Balljunge sein.“ So, das erleichterte das Gewissen doch etwas.

„Au ja — fermos — Turtssen is Ballsunne!“ Selig hing sich der Kleine an den Arm der großen Schwester.

„Ich kann dir das Kind unmöglich anvertrauen, Anni“, wandte die Mutter zögernd ein, denn sie hätte ihren Kleinen bei dem warmen Sonnenschein ganz gern ins Freie geschickt.

„Turtssen Ballsunne — bitte, bitte, Muttissen.“ Eine erneute Auflage des Geheul's drohte.

„Ich bin doch schon oft mit ihm spazierengegangen, du vertraust ihn ja sogar der Ruth schon an.“

„Ruth ist zuverlässiger als du, trotzdem sie erst dreizehn Jahre alt ist.“

Dieser Vergleich war peinlich, besonders vor Minna.

„In dem eingezäunten Tennisplatz kann ihm nichts passieren, und Eva ist ja auch dabei.“ Um der guten Sache willen spielte Anni nicht die Gefränkte.

Eva gab den Ausschlag. Die verständige, überlegte Freundin würde sicherlich auf den Kleinen achtgeben, selbst wenn Anni über das Spiel ihre Pflicht vergaß.

„Also meinétwegen!“ Die Mutter war innerlich froh, die unruhige Gesellschaft loszuwerden. Mit der Arbeit wollten Minna und sie schon fertig werden, wenn sie nur Ruhe dazu hatten.

Stürmische Dankesbezeugungen, sowohl von dem Kleinen wie von der Großen erfolgten auf Muttters Einwilligung. Es ging einem doch merkwürdig mit der Anni. Wichtig böse konnte man ihr nie sein, ihre Liebenswürdigkeit entwaffnete einen gleich wieder.

Die Reinigung von Kurtchens schön pomadisierten Kopfen nahm noch erhebliche Zeit in Anspruch. Es war Anni, die an und für sich nicht allzu viel Geduld besaß, wohl nicht zu verdenken, daß sie nicht gerade glimpflich dabei verfuhr.

„Au — verfligt und zudednöppt — du ffiepst mir so doll!“ Hätte die Anstellung als Balljunge nicht gewinkt,

es wäre sicherlich wieder zu einem Zetermordgeschrei gekommen.

So aber trafen Geschwister Weber in höchst friedlichem Einvernehmen mit halbstündiger Verspätung auf dem Tennisplatz ein. Freudestrahlend wurden sie dort in Empfang genommen. Annis Freundinnen waren begeistert von dem puzigen Knirps und stellten ihn sofort als Balljungen an. Daß der neue Balljunge lieber selbst mit den hübschen roten und weißen Bällen spielen wollte, anstatt sie den jungen Damen zu reichen, gab nur Stoff zum Lachen.

„Ich glaubte schon, du kämst gar nicht mehr, Anni“, meinte Eva.

„Hatte noch zu tun — wir machen heute Vaters Zimmer rein.“ Anni war in diesem Augenblick vollständig davon überzeugt, daß sie zu Hause unentbehrlich gewesen. Eva und die beiden andern besuchten das Gymnasium und genossen augenblicklich ihre Pfingstferien.

Das Tennispiel war heute ganz besonders herrlich. Die Luft so blau und sonnengolden und die jungen Menschen voll sprühender Lebensfreude in der Ausübung des gesunden Sportes. Was machte es, daß der Tennisplatz zwischen hohen Mietshäusern und rußgeschwärzten Schornsteinen mit seinem spärlichen Grasflecken eigentlich einen recht wenig frühlingmäßigen Anblick bot? Der lebendige Frühling blühte ja dort und lachte aus grauen, blauen und braunen Mädchenaugen. Was schadete es, daß der kleine Balljunge einen roten Ball an das Mäuschen bekam, daß sich ein ebenso rotes Blutbäublein über den weißen Kittel ergoß und jammervolles Gewinsel: „Terbt Turtissen seht?“ zur Folge hatte. Das rote Bächlein ward mit nassen Tüchern bald gestillt, und Kurtchens düstere Todesgedanken zerflatterten vor einem Bonbon, den eines der Mädel zum Glück in der Tasche hatte. Was kümmerte es einen beim lustigen Tummeln, daß daheim die Mutter

sich beeilen mußte, um rechtzeitig mit der Arbeit fertig zu werden? Jetzt war keine Zeit daran zu denken.

Freilich, als die Freundinnen später, ihren kleinen Cavalier in der Mitte, heimwärts schlenderten, eilten Annis Gedanken voraus und trübten ihr ein wenig die helle Stimmung. Aber hatte Mutti es nicht erlaubt, hatte sie nicht sogar gesagt: „Hier bist du ja doch zu nichts nütze?“

„Weißt du, Evchen, ich möchte mich so schrecklich gerne bis Oktober, wo ich auf die Kunstgewerbeschule komme, nützlich beschäftigen. Bloß so zu Hause ein bißchen zu helfen, das füllt mich nicht aus. Und ich möchte auch gern Geld verdienen, daß ich nicht um jeden Pfennig erst bitten muß. Die Zeiten sind doch schwer.“ Anni machte zu ihren großartigen Worten ein Gesicht, als ob sie die ganze Familie ernähren müßte.

Der Freundin imponierte sie ungeheuer. Was war die Anni doch für ein tüchtiges Mädel. „Womit willst du denn Geld verdienen, Anni? Nachhilfestunden geben wie ich? Ich glaube, wenn man nicht Latein- und Mathematikunterricht erteilen kann, ist es noch weniger einträglich.“

„Ne, von der Schule habe ich genug, ich bin froh, daß ich mit all dem Weisheitskram nichts mehr zu tun habe. Am liebsten würde ich sozial arbeiten, um der leidenden Menschheit zu helfen, aber das ist wohl meistens ehrenamtlich. Und wenn ich meine kostbare Zeit opfere, will ich auch dafür wenigstens ein Taschengeld haben.“

Eva pflichtete ihr bei. „Vielleicht kannst du als Vorleserin eine Stelle bei irgendeiner alten, reichen Dame annehmen, die keine guten Augen mehr hat“, schlug sie überlegend vor.

„Om — bißchen mopsig. Und dann, Evchen, alte Leute schlafen leicht ein beim Vorlesen, dazu ist doch meine Zeit wirklich zu edel.“

Das gute Evchen zerbrach sich den Kopf, wie Annis eble Zeit wohl am angemessensten zu verwerten sei. „Sieh

doch mal die Zeitungsannoncen nach, Anni, da steht immer was drin“, riet sie schließlich beim Abschied.

Vaters Zimmer war fix und fertig. Die Suppe stand bereits auf dem von Ruth gedeckten Tisch. Durch die Überlegung, wie sie ihre kostbare Zeit anwenden sollte, hatte Anni nicht mehr die Zeit gehabt, ihr tägliches Amt, das Tischdecken, zu erfüllen.

Mutter sah ein wenig müde aus, auch dem Vater fiel es auf. Aber sie wollte es natürlich nicht wahr haben.

„Na, hat dir unsere Große wenigstens tüchtig geholfen?“ fragte er, seiner hübschen Ältesten zunickend.

Annis vom Tennisspiel erhitztes Gesicht wurde noch röter. „Ich hatte mich in den Finger geschnitten, da konnte ich nicht helfen“, stotterte sie.

„Turtlisen is Ballsunne auf 'n Tennisplatz beweisen und hat ein Bombom dessenkt betriegt“, verkündete der Kleine stolz.

„Zum Tennisspiel warst du, Anni?“ Vater zog die Augenbrauen in die Höhe. Er sagte nichts weiter, aber sein Schweigen war beredt genug.

Ruth stellte die Teller zusammen, um Minna heute ihre Pflichten zu erleichtern, während Anni darüber grübelte, daß sie sich unbedingt einen andern Wirkungskreis suchen müßte, da ihre Tätigkeit zu Hause nicht anerkannt wurde. — „Morgen schreiben wir Klassenarbeit im Rechnen, wir müssen noch dazu üben, Mutti.“ Der neunjährige Erwin war kein großer Rechenkünstler.

„Schön, mein Junge, nach dem Kaffee.“ —

„Da habe ich ja Turnstunde, nee, ich muß gleich üben.“

Die Mutter seufzte unhörbar. Sie war wirklich recht abgespannt von dem anstrengenden Vormittag und brauchte notwendig ihre Nachmittagsruhe.

Anni kämpfte mit sich. Sie pflegte sich nach Tisch auch gern mit einem Buch in ihr Zimmer zurückzuziehen. Aber es galt, etwas gutzumachen. Sie gab sich einen Ruck.

„Ich werde mit dir zur Rechenarbeit üben, Erwin“, sagte sie mit opferbereiter Miene.

Vater sah zufrieden aus, Mutter nickte ihr liebevoll zu. Sie wußte es ja, was für ein guter Kern in der Anni steckte.

Erwin aber rief undankbar: „Nee, ach nee! Du bist immer so ungeduldig, und wenn ich was nicht kann, knuffst mich gleich, und dann soll ich nicht mal schreien.“

„Na, denn nicht, dann arbeite gefälligst allein.“ Obwohl Anni im Grunde genommen gar nicht unzufrieden über die abschlägige Antwort war, tat sie höchst beleidigt.

„Nee, Mutti oder Ruth sollen mit mir arbeiten“, beharrte Erwin.

„Ich muß meinen Aufsatz ins reine schreiben, aber das kann ich schließlich auch noch nach dem Kaffee machen“, erklärte sich Ruth bereit.

Alles schien zur Zufriedenheit gelöst, nur der Vater war unzufrieden.

„Du hast den ganzen Vormittag in der Klasse gefessen, es ist unbedingt notwendig für dich, Ruth, daß du nach dem Kaffee ein bißchen an die Luft kommst“, erhob der Landgerichtsrat Einspruch. „Anni hat absolut nichts zu tun, sie kann sehr gut mit Erwin arbeiten.“

„Ich hab's ihm ja angeboten, wenn der dumme Bengel nicht will — aufdrängen werd ich mich doch nicht.“ Anni machte Miene, sich mit der Zeitung zurückzuziehen. Sie wollte sogleich nach einem Wirkungskreis im Annoncenteil Ausschau halten, wenn ihre Tätigkeit so wenig daheim anerkannt wurde.

„Erwin wird artig sein, und du wirst dir Mühe geben, nicht ungeduldig zu werden, Anni“, fiel der Schiedspruch des Landgerichtsrats. Da gab es kein Wenn und Aber mehr.

Das Rechenbuch in der einen Hand, die Zeitung in der andern, saß Anni gähmend neben dem Arbeitspult des kleinen Bruders. Denn Tennisspiel macht müde.

„Nicht doch so schnell — so rasch brauchen wir in der Schule nicht zu rechnen.“ Erwin kam nicht mit, in solcher Geschwindigkeit diktierte Anni, um nur möglichst bald erledigt zu sein.

Schön, wenn er langsam rechnete, konnte sie ja inzwischen ein bißchen in die Zeitung gucken.

„Gesuchte weibliche Personen“ — ob darunter was für sie war?

Perfekte Stenotypistin — selbständige erste Wäsche- zuschneiderin — Klavierlehrerin — Agentin für Seifen- branche — ehrliche Aufwartung — Laufmädels — Stütze bei kinderlosem Ehepaar — halt, war das am Ende was?

„Na — und?“ Erwin hatte schon dreimal erwartungs- voll die Feder gezückt.

„Bei kinderlosem Ehepaar“, wiederholte Anni fragend vor sich hin.

„Quatsch — kommt gar nicht in meinen Aufgaben vor — du paßt ja nicht auf“, beschwerte sich der Junge mit Recht.

„Paß du nur auf, wollen mal sehen, wieviel Fehler du nachher haben wirst.“ Anni versteckte ihre Verlegenheit hinter einem barschen Ton. Eine Weile ging nun alles ganz flott. Mit dem kinderlosen Ehepaar, das war doch wohl nichts weiter als Diensthote. Aber hier — was bedeutete denn das?

„Kinderhirtin“ stand fettgedruckt über einem kurzen Artikel in einer anderen Beilage.

Kinderhirtin? Anni konnte sich nicht recht was darunter vorstellen. Hatte sie da eine Herde Kinder auf die Weide zu treiben? Sicher ein sozialer Beruf, so ähnlich wie Kinderhortlerin. Das wäre was.

„Neuer Beruf für unsere höheren Töchter“ stand darunter. „Gebildete junge Mädchen aus guter Familie, die Lust zu diesem neuen Beruf haben, können sich in der Zentrale des Hausfrauenvereins zwischen zehn und zwölf

Uhr melden.“ Weiter gab die Zeitungsnotiz keinen Aufschluß. Aber Anni war fest entschlossen, sich zu melden und bis Oktober „Kinderhirtin“ zu werden.

„Ne, das geht aber nicht; wenn du immer deine olle Zeitung liest, brauchste überhaupt hier nicht zu sitzen.“ Nachdem Erwin in der eingetretenen Pause sein Löffblatt mit Männerchen und allerlei Fabelgetier bemalt hatte, wünschte er nun in der Rechenarbeit fortzufahren. Ungestüm riß er Anni die Zeitung aus der Hand. Ritsch — ratsch — der Riß ging mitten durch die „Kinderhirtin“.

Gleichzeitig zeigte Erwins Wange den Abdruck von Annis Hand.

„So — jetzt kannst du sehen, wer mit dir arbeitet, un- dankbarer Lummel!“

„Undantarer Lummel!“ Kurtchen, der bisher artig aus Bauklötzen einen Tennisplatz gebaut hatte, fand die Gelegenheit zu verlockend, um sich nicht auch daran zu beteiligen.

Aber als Erwin jetzt mit Fäusten gegen die große Schwester zu Felde zog, ging er treulos zur Gegenpartei über und mit seinen kleinen geballten Fäusten ebenfalls auf sie los.

Ein Tumult erhob sich. Stühle flogen um, Ohrfeigen knallten durch die Nachmittagsstille — Wut- und Schmerz- geheul. Ruth, die im Nebenzimmer ihren Aufsatz ein- schrieb, kam eiligst hereingestürzt.

„Seid doch still, Mutti schläft doch — hör' auf zu weinen, Erwin, ich bin bald mit meinem Aufsatz fertig, dann ar- beite ich noch mit dir. Kurtchen, schrei doch bloß nicht so, die arme Mutti war so müde.“ Mit wenigen Worten verstand es Ruth, den Aufruhr zu beschwichtigen.

Anni aber empfand die Einmischung der um drei Jahre jüngeren Schwester als einen Eingriff in ihre Erziehungs- rechte.

„Kümmere dich gefälligst um deinen Aufsatz und nicht

um Sachen, die dich nichts angehen. Mit den ungezogenen Gören werde ich schon ganz allein fertig werden.“

„Das scheint mir aber doch ganz und gar nicht der Fall zu sein, Anni“, klang es im ernstesten Ton von der Tür. Dort stand der Vater, den das Lärmen von seinen Älten aufgeschreckt hatte. „Nicht mal zum Rindermädel taugst du.“

„Aber zur Rinderhirtin! Ich werde euch schon den Beweis liefern, daß ich etwas zu leisten vermag!“

„Rinderhirtin — was ist das wieder für ein Unfug?“ Dem Vater war das Wort ebenfalls unbekannt.

„Rinderhirtin, das ist — das ist das, was ich jetzt werden will.“ Nach dieser klaren Auseinandersetzung verließ Anni gekränkt den Schauplatz. Hinter ihr erklang es von den kleinen Brüdern spottend im Duett: „Rinderhirtin — Tinnerhirtin!“

Oh, sie wollte ihnen allen schon beweisen, wie tüchtig sie im Grunde war. Der Prophet gilt nun einmal nichts in seinem Vaterlande. Morgen vormittag meldete sie sich als Rinderhirtin.

Das war nicht ganz so einfach, wie Anni es sich vorgestellt hatte. Der nächste Tag stand unter dem Zeichen der Plättwäsche. Anni sollte zum erstenmal dabei helfen.

„Gern, Mutti, aber zwischen zehn und zwölf Uhr habe ich einen Weg.“ Anni wurde rot, sie mochte vorläufig noch nicht mehr sagen.

„Wohl wieder eine Verabredung mit Eva? Die mußt du absagen, Kind. Du sollst heute endlich mal richtig Leibwäsche plätten lernen.“ Die Mutter hatte sich fest vorgenommen, Anni jetzt straffer zu nehmen, daß sie nicht in dem freien Halbjahr verbummelte.

„Nein — es ist keine Verabredung. Es handelt sich um — Mutti es ist — es ist — ein beruflicher Weg.“ Da war es heraus.

Die Mutter lachte herzlich. „Was hast denn du für

Berufswege, von denen ich nichts weiß, Mädel? Vorläufig baronisierst du doch noch bis Oktober.“

„Damit hat es jetzt hoffentlich ein Ende. Die Tätigkeit hier zu Hause füllt mich nicht aus, Mutti. Gestern erst hast du gesagt, ich sei zu nichts nütze. Ich will dir und Vater zeigen, daß ich etwas zu leisten vermag.“ Anni sprudelte es lebhaft heraus, die gekränkte Eitelkeit kam wieder zum Ausdruck.

„Dich füllt die Tätigkeit hier zu Hause nicht aus, Kind? Ich glaube, die Sache ist umgekehrt: Du füllst sie nicht aus und befriedigst daher weder mich, noch bist du selbst befriedigt.“ Die Mutter war ernst geworden.

„Meine Arbeit wird niemals anerkannt“, kam es von zuckenden Mädchenlippen.

„Wenn du mir die Kinderhöschen versengst wie augenblicklich, gewiß nicht. Auf Zuverlässigkeit kommt es im Kleinen wie im Großen an.“ Frau Weber zog Kurtchens gelbbraun getöntes Höschen unter dem sengenden Eisen, das Anni, an anderes denkend, darauf hatte stehen lassen, hervor.

„Ich möchte mir auch Geld verdienen, daß ich mir nicht jedes bißchen vom Vater geben lassen muß. Die Zeiten sind doch schwer.“ Anni zog die Stirn kraus, was ihrem von Natur lustigen Gesicht einen drollig besorgten Ausdruck gab.

„Geld willst du verdienen? Ja, womit denn? Du kannst ja nichts, mein Kind.“

„Ich werde sozial arbeiten.“ Großartig klang das. „Da, lies, Mutti.“ Das zerrissene Zeitungsblatt war inzwischen wieder geklebt worden.

Die Mutter las die mit Rotstift angestrichene Notiz. „Om — ich weiß nicht, was von einer Rinderhirtin verlangt wird, und ob du das zu erfüllen vermagst. Immerhin — versuche es, trotzdem ich der Ansicht bin, daß es hier zu Hause für dich mehr als genug zu tun gibt. Wenn dein

Pflichtbewußtsein in einem fremden Wirkungskreise erstarkt, wenn du dadurch zuverlässiger wirst, will ich gern die Mehrarbeit auf mich nehmen.“ Die kluge Frau wußte, daß Anni sich durch jedes Abzählen nur noch mehr darauf versteifen würde. Mochte sie es mal unter Fremden versuchen, vorausgesetzt — daß sie genommen wurde.

So ließ Anni Kinderhöschen und Plättchen im Stich und zog gegen elf Uhr zur Hausfrauenzentrale. Die Kostümfrage hatte viel Kopfzerbrechen gemacht. Nicht zu elegant, sonst dachte man am Ende, sie hätte nur Sinn für Putz und Staat. Und auch wiederum nicht zu einfach, damit man es ihr gleich ansah, daß sie aus guter Familie war. Ein helles Waschkleid mit Spitzenkragen, in dem sie besonders gut aussah, hatte schließlich die Ehre, Anni auf dem wichtigen Wege zu begleiten, und natürlich auch der weiße Hut mit den süßen Moosröschen, der ihr so gut stand. Wirklich, die Dame, die den Vorsitz in der Hausfrauenzentrale führte, blickte angenehm überrascht auf das liebreizende Mädel, das wie der verkörperte Frühling plötzlich in dem nüchternen Amtszimmer auftauchte.

Anni brachte in bescheiden liebenswürdigem Ton ihr Anliegen vor.

Die Dame notierte sich Name, Wohnung und Alter. Dann schlug sie ein Register nach. „Drei Adressen liegen bisher vor, wo Sie sich als Kinderhirtin melden können, zwei davon ganz in Ihrer Nähe.“

Anni trug die Adressen in ihr Notizbüchlein ein. „Hoffentlich finden Sie darunter das Ihnen Zusagende“, meinte die Dame, sie freundlich verabschiedend.

Anni war so klug wie zuvor. Waren diese Adressen die Namen von Damen, die an der Spitze von derartigen sozialen Bestrebungen standen?

„Verzeihung“, — schüchtern war Anni niemals, — „worin besteht eigentlich die Tätigkeit einer Kinderhirtin?“

„In der Hauptsache wohl darin, daß sie die Kinder

ins Freie führt, mit ihnen spielt und sie gut beaufsichtigt.“ Also ganz so, wie Anni sich das vorgestellt hatte. Lilli Friedrich, mit der sie in einer Klasse gewesen, hatte genau dasselbe Amt vom Kinderhort aus. Die fuhr jeden Morgen mit zwei Dutzend Gören nach dem Grunewald hinaus, allerdings nur um des guten Zweckes willen. Bezahlung bekam sie dafür nicht.

„Handelt es sich um — um eine bezahlte Tätigkeit?“ Die Frage war etwas peinlich für eine höhere Tochter aus guter Familie.

„Zawohl, das machen Sie dann mit den Betreffenden persönlich aus.“ Die Dame hatte sich bereits anderen zugewandt.

Schön — also erst mal nach der Altonaer Straße. Die Adresse war ihrer ebenfalls im Hansaviertel gelegenen Wohnung am nächsten.

Werkner, zwei Treppen links — vergeblich suchte Anni nach dem Schild, das den angegebenen Namen trug. Nachdem sie bis zu den Bodenräumen hinaufgeklettert, zog sie Erkundigungen beim Hausmeister ein. Frau Werkner wohnte im Gartenhaus, zwei Treppen. Annis Gefühle wurden durch das Gartenhaus ein wenig herabgestimmt. Auf ihr Klingeln öffnete eine breithüftige Frau mit Küchenschürze.

„Ist Frau Werkner zu sprechen?“

„Ne — is einholen jeangen.“

„Ah, das ist schade. Ich hätte sie so gern gesprochen.“

„Denn warten Se doch'n bißken. Lange bleiben tut se nich. Kommen Se man rein.“ Ein stockdunkler Korridor nahm die Eintretende auf.

„Sehen Se sich doch'n bißken.“ Das war leichter gesagt als getan. Denn eine Sitzgelegenheit war in der Finsternis nicht zu unterscheiden.

Da öffnete sich zum Glück eine Tür, ein Lichtstreif erhellte die Dunkelheit. Gleichzeitig stürzten zwei Kinder

durch die geöffnete Tür: „Mutti — Mutti — Diderchen nimmt mir alle Bausteine weg“, — „na, wenn die Olle mich nicht mit ihrer Puppe spielen läßt“, — plötzlich verstummen sie jäh. Trotz der Dunkelheit hatten sie erkannt, daß es eine Fremde war.

„Wie heißt ihr denn?“ eröffnete Anni das Gespräch mit den neugierig in der Tür stehenbleibenden Kindern.

„Diderchen — und das ist die Olle.“ Der Junge, obwohl der kleinere, antwortete für die Schwester mit.

Die Unterhaltung stockte wieder. Die Kinder benutzten die Verlegenheitspause, sich gegenseitig in den Korridor hinauszustoßen. Aus dem Zimmer kam das Weinen eines wohl noch ziemlich jungen Kindes. Dazu erfüllte ein durchdringender Kohlgeruch den Raum. Es war recht ungemütlich.

Unwillkürlich dachte Anni vergleichend an die helle, freundliche Stube daheim, in der die Mutter jetzt am Plättbrett stand. Aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen.

Minuten vergingen; sie schienen Anni Stunden. Endlich erklang ein doppeltes Klingelzeichen, das den doppelten Jubelruf: „Mutti — Mutti!“ auslöste.

„Gnädige Frau, da ist wer, der nach Ihn' jefragt hat“, teilte die öffnende Frau der mit Taschen und Päckchen beladenen Heimkehrenden mit.

„Aber warum haben Sie ihn denn nicht ins Wohnzimmer geführt, Frau Hirschkorn? Bitte, wollen Sie nicht näher treten?“ Frau Merkner öffnete die Tür zu einem Zimmer, während Frau Hirschkorn hinter Anni herbrummte: „Kann ich denn wissen, ob det nich 'ne Hochstaplerin is, die was verschwinden läßt? Je feiner se aussehen, je mehr mausen se.“

„Verzeihen Sie, meine Aufwartefrau ist etwas ungeschickt. Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung. Nur meine kleine Gesellschaft muß ich erst beruhigen.“ Die Stimmen

von Olle und Diderchen mischten sich harmonisch mit dem weinerlichen Gemeder des Jüngsten.

Endlich war Ruhe in der Kinderstube und die etwas erschöpfte Dame zu Annis Verfügung.

„In welcher Angelegenheit kommen Sie zu mir?“

„Die Hausfrauenzentrale hat mich hergewiesen. Ich sollte hier Näheres über meine Tätigkeit als Kinderhirtin erfahren.“

„Ach, als Kinderhirtin melden Sie sich.“ Ein prüfender Blick überflog Annis anmutige Erscheinung. „Ja, liebes Fräulein, ich weiß wirklich nicht, ob Sie für diesen Posten geeignet sind. Ich habe, offen gestanden, an ein einfacheres junges Mädchen gedacht.“

Hätte sie doch bloß nicht den Moosrosenhut aufgesetzt.

„Die Zeitungsnotiz verlangte doch ausdrücklich gebildete junge Mädchen aus guter Familie“, wandte Anni ein.

„Ja, daran ist mir auch sehr viel gelegen. Gerade jüngere Kinder nehmen so leicht die Ausdrucksweise und Manieren der Personen, mit denen sie tagtäglich zusammen sind, an. Um wieviel Uhr könnten Sie denn mit den Kindern ins Freie fahren?“

„Ich stehe zu jeder Zeit zur Verfügung.“ Wenn sie einen Beruf hatte, mußten natürlich eventuelle Pflichten zu Hause dagegen zurücktreten.

„Von neun bis eins wäre es mir am liebsten. Ginge es auch nachmittags?“

„Natürlich — ich richte es ein.“ Ade, ihr freien Nachmittage mit Eichen und den andern Freundinnen!

„Also dann vielleicht noch von vier bis halb sieben. Wie sind Ihre Bedingungen?“

Anni saß ratlos da. Sie hatte keine Ahnung, wieviel sie verlangen sollte.

„Gnädige Frau, ich weiß ja noch gar nicht, worin meine Pflichten bestehen“, sagte sie schließlich mit der ihr eigenen Unbefangenheit.

„Nun, die sind nicht allzu schwer. Mit den Kindern spaziergehen, auf sie aufpassen, daß ihnen nichts zustößt und sie beschäftigen. Und im übrigen recht lieb und nett mit ihnen sein — das wäre alles.“

„Das will ich gewiß“, versprach Anni bereitwillig, mußte aber unangenehmerweise daran denken, ob sie das auch mit den Geschwistern zu Hause stets war.

„Ich denke, wir setzen fürs erste zwanzig Mark für den Monat fest, da haben Sie ein nettes Taschengeld. Ist Ihnen das recht?“

Na ob es Anni recht war! Wie ein kleiner Krösus kam sie sich vor. „Wo treffe ich die Kinder, und wohin soll ich mit ihnen fahren — in den Grunewald?“

„Nein, das ist zu umständlich. Sie holen die Kinder von mir ab und fahren dann in den Tiergarten. Also gut, wir probieren es mal. Auf Wiedersehen morgen früh.“

Glückstrahlend kam Anni nach Hause, wo die Mutter sich trotz der Mittagshitze noch immer mit dem großen Korb Plättwäsche mühte.

„Mutti, hier stelle ich dir eine frisch gebadene Kinderhirtin vor — ich bin mit einem fürstlichen Gehalt engagiert — zwanzig Mark im Monat.“ Anni schielte in den Spiegel, wie die Besitzerin eines solchen Vermögens wohl ausschaute.

„Wie lange dauert denn deine Tätigkeit, Kind?“

„Von neun bis ein Uhr vormittags, und nachmittags von vier bis halb sieben.“

„Täglich?“ Es war etwas in Mutters Ton, was Annis Freude herabstimmte.

„Freilich.“

„Dann bist du für uns und für den Haushalt ganz verloren, Anni. Kurtchen muß vormittags zu Hause sitzen, während du fremde Kinder spazieren führst. Ich habe zum mindesten gedacht, daß dir der Nachmittag zur Verfügung bleibt.“

„Ja, wenn man ein Amt übernimmt und noch dazu ein soziales, müssen persönliche Wünsche vor den allgemeinen Interessen zurücktreten.“ Es gab noch einen unangenehmen Moment zu überwinden. Wie würde sich der Vater zu dem selbständigen Schritt seiner Ältesten stellen?

Besser, als Anni es gedacht. Als das junge Mädchen ihm, nicht ganz so sicher wie sonst, die Eröffnung machte, betrachtete er es mit einem merkwürdigen Lächeln.

„Also einen anderen Wirkungskreis ersehnt du bis Oktober — immerhin anerkennenswert, daß du überhaupt das Bummelleben satt hast. Mir soll es recht sein, wenn dein Pflichtbewußtsein dadurch geweckt wird. Aber ich fürchte, es wird nicht von langer Dauer sein. Dein Eifer, mit dem du alles Neue zu ergreifen pflegst, wird nachlassen, und ob du für eine ganze Herde Kinder, die du auf die Weide treiben sollst, zuverlässig genug bist, wage ich auch anzuzweifeln. Du brauchst kein so bestürztes Gesicht zu machen, Anni. Gib uns den Beweis, daß ich mich mit meiner Voraussage geirrt habe — es soll mich freuen.“

Oh, das wollte Anni ganz sicher. Jetzt galt es zu zeigen, daß man sie zu Hause nicht richtig anerkannte.

„Mutter wird es schwer werden, ohne deine Hilfe fertig zu werden“, neckte der Vater.

„Benigstens zum Spaziergehen für Kurtchen wird mir Anni fehlen. Minna kann ich vormittag nicht entbehren, und ich bin auch nicht immer abkömmlich. Wenn ich es nicht durchsetzen kann, muß ich mir jemand für das Kind zum Spaziergehen nehmen. Aber das kostet wieder eine ganze Menge.“ Die Mutter war unzufrieden, daß sie ihre Einwilligung gegeben hatte.

„Wo es sich um das Wohl von so vielen Kindern handelt, die vielleicht daheim noch in ungesunden Räumen hausen, muß das einzelne Individuum sich beschränken.“ Diese Weisheit stammte aus dem letzten Buch, das Anni gerade las und haftete noch frisch in ihrem Gedächtnis.

Der Vater lachte herzlich über seine sozialdenkende Tochter, was Anni wieder nicht recht war. Da sah man es ja, sie galt nichts zu Hause.

Am nächsten Morgen gab es einen schweren Kampf. Anni hatte sich nach ihrem Schulabgang daran gewöhnt, frühestens um halb neun aufzustehen. Wenn Ruth, mit der sie in einem Zimmer schlief, sich leise erhob, um sie nicht zu stören, dehnte sich Anni noch wohligh in ihren Kissen. Wie gut, daß sie kein Schulmädchen mehr war. Heute aber hieß es früh aus den Federn. Nicht etwa, daß sie noch im Haushalt etwas zu tun gedachte. Aber das Ankleiden und vor allem die Frisur nahm heute fast eine halbe Stunde in Anspruch. Nicht mal zum Frühstückschneiden behielt sie Zeit übrig. Wäre Mutter, die ja für alles da sein muß, nicht hilfsreich eingesprungen, dann hätte sie ohne Frühstücksbrote fortgehen müssen.

Das „einzelne Individuum“, Kurtchen, langte sofort nach seinem Hut, als er sah, daß die Schwester den ihren aufsetzte.

„Turtissen kommt mit“, erklärte er mit Selbstverständlichkeit.

„Ein anderes Mal, heute geht es wirklich nicht, Kurt.“ Anni flog, denn schon war es in fünf Minuten neun.

„Nie soll Turtissen mitkommen, immer soll er zu Hause bleiben“, begehrte der Kleine auf und hingte sich weinend an den Arm der Schwester. Daß er vorher Müsli gegessen hatte, war ja nun wirklich nicht sehr angenehm, denn seine Pfötchen hinterließen ihre bräunlichen Spuren auf Annis weißer Bluse.

„Du greulicher Junge — die reine Bluse hast du mir verdorben! Ach, und nun habe ich nicht mal mehr Zeit mich umzuziehen.“

„Turtissen kein dreulisser Sunne!“ jammerte der Kleine, während die Mutter mahnte: „Eine halbe Stunde früher aufstehen, dann ist die ganze Eile nicht nötig.“

Für Ermahnungen war Anni nun augenblicklich erst recht nicht zugänglich. Kurtchens Jammergeheul, daß er nun doch zu Hause bleiben mußte, und Mutters vertröstende Worte, zu denen sie sich trotz ihrer vielen Arbeit Zeit nahm, folgten Anni bis auf die Treppe hinaus. Himmel, wie schwer war es doch, seinen Pflichten nachzugehen, wenn man zu Hause so wenig Verständnis dafür begegnete.

Es war bereits zehn Minuten nach neun, als Anni mit erhitztem Gesicht die Klingel an der Merknerschen Wohnung zog. Eigentlich hatte sie erwartet, ihre Kinderherde schon unten im Hof versammelt zu sehen. Diesmal öffnete Frau Merkner ihr selbst.

„Gut, daß Sie da sind, Fräulein Weber“, — Annis Reingefühl hörte einen leisen Vorwurf aus den Worten der Dame heraus. „Meine kleine Gesellschaft wird schon ungeduldig.“ Das kleinste Kind mederte bereits wieder.

„Wo sind denn die Kinder?“ Die Hirtin sah sich vergeblich nach ihrer Herde um.

„Im Kinderzimmer. Sie sind schon seit neun Uhr fix und fertig. Sie können gleich losfahren.“

„Fahren bis in den Tiergarten — der ist doch hier gleich“, verwunderte sich Anni.

„Bübchen muß im Sportwagen gefahren werden, es ist erst fünf Monate alt. Sein Fläschchen und frische Windelhöschen hat es bei sich.“

„Was — so kleine Kinder sind auch dabei?“ Das fiel doch schon mehr in das Gebiet der Säuglingspflege. Anni hatte geglaubt, nur mit größeren Kindern zu tun zu haben.

Frau Merkner hielt es für geraten, Annis Einwurf zu überhören. Sie öffnete die Tür zum Kinderzimmer. „So, Kinder, da ist das Fräulein. Nun könnt ihr gehen.“ Otte und Diderchen, die sich um einen Kreisel balgten, hielten in ihrer Beschäftigung inne, während Annis Erscheinen auf das schreiende Kleinste nicht den geringsten Eindruck machte. Es schrie seine Rast weiter.

„Wo sind denn die andern Kinder?“ versuchte sich die junge Kinderhirtin in dem Lärm verständlich zu machen.

„Noch mehr? Mir genügen die drei schon“, scherzte die Dame. „So, Bübchen nehmen Sie auf den Arm, der Sportwagen ist unten beim Hausmeister.“ Das schreiende Bübchen wurde Anni in die Arme gedrückt.

Die hätte das Kind bei einem Haar fallen lassen, so erstarrt war sie.

„Ja, aber — ich dachte — ich glaubte — das Amt einer Kinderhirtin, dachte ich, wäre eine soziale Tätigkeit, die vielen Kindern zugute käme.“ Es war nicht leicht, sich bei Bübchens ohrenbetäubenden Unmutsäußerungen verständlich zu machen.

Frau Merkner verstand denn auch nur die Hälfte. „Ich kann Ihnen unmöglich mehr Kinder zum Spazieren gehen verschaffen, als ich habe“, sagte sie ebenso ungnädig wie ihr Sprößling. „Versorgen Sie mir die drei nur gut, da haben Sie genug zu tun. Und nun ist es aber wirklich die höchste Zeit. Ich gebe das Geld nicht aus, damit die Kinder hier im Zimmer hocken.“

Anni schoß es heiß in die Augen — Tränen bitterster Enttäuschung. Und dann kam ein jäher Entschluß über sie — blitzschnell, ohne zu überlegen. Mit einem Ruck setzte sie das medernde Bübchen in sein Bett zurück und stieß mit tränenbelegter Stimme heraus: „Ich bin doch wohl hier nicht am rechten Platz, gnädige Frau. Ich habe mich um das Amt einer Kinderhirtin beworben, aber mich nicht als Kindermädel vermietet.“ So, da hatte sie es herausgesprudelt, ihren geknickten Stolz, ihre verletzte Eitelkeit.

„Ich habe Ihnen gestern genau Bescheid gesagt, was ich von Ihnen verlange, Sie waren damit einverstanden. Was Sie sich sonst noch denken, ist nicht meine Sache. Aber ich halte Sie natürlich nicht. Sie kamen mir gleich zu pußsüchtig und zu oberflächlich vor. Nur schade um

die Mühe, die Sie mir unnötigerweise gemacht haben.“ Es war der Dame auch nicht zu verdenken, daß sie ihre Kleinen, die sich weinend dagegen sträubten, ärgerlich wieder auszukleiden begann. Anni aber lief, heute schon zum zweitenmal mit Konzertbegleitung, die Treppen spornstreichs hinab, als ob es einem Kerker zu enttrinnen gelte. So — Gott sei's getrommelt und gepfiffen! — der Gefahr war sie glücklich entgangen.

Sie atmete tief auf. „Kindermädel — na, das könnte mir passen! Das kann ich zu Hause bei Kurtchen bequemer haben. Und der braucht wenigstens kein Fläschchen und keine Windelhöschen mehr.“ Die Dame wollte sie für ihre persönlichen Zwecke ausnützen, das war ja klar. Aber das mußte man der Hausfrauenzentrale melden oder auch dem sozialen Verband, dem sie angehörte. Gleich bei der nächsten Adresse wollte es Anni der betreffenden Dame erzählen, welche Zumutungen man an sie, einer höheren Tochter aus guter Familie, gestellt hatte.

Auch der zweite Weg war vergeblich.

„Die Stelle sei bereits besetzt“, teilte ihr das Mädchen mit. Sie wurde gar nicht vorgelassen. Stelle — Anni nahm etwas Anstoß an dem Wort. Aber das war gewiß nur eine Ungeschicklichkeit des Mädchens, das sich im Ausbruch geirrt hatte. Anni hätte nicht das leichtlebige, hoffnungsfreudige junge Ding sein müssen, das in allem Neuen etwas Gutes sieht, wenn sie sich durch ihre beiden Mißerfolge hätte ins Bodshorn jagen lassen sollen. „Aller guten Dinge sind drei“, sagte sie und versuchte ihr Heil noch einmal.

Der Weg zu der letzten Adresse schien bei der Wärme ziemlich weit. „Hauptmann Kühne“ zeigte das Messing-schild. Die Dame öffnete in höchsteigener Person. Sie trug eine große, tabellos saubere Armelschürze.

Anni nannte ihren Namen und brachte ihr Besuch vor. „Bitte, treten Sie näher, — Sie sieht mir ein guter

Engel. Ich will nur die Küchenuniform abstreifen, gleich bin ich zu Ihrer Verfügung.“ Die junge Frau hatte eine reizende unbefangene und liebenswürdige Art.

Anni fühlte es: Hier würde ihr sicher das Glück lächeln. Wie die Bewohnerin, so erschien auch das Zimmer, in dem Anni sich neugierig umsah, nett, geschmackvoll, anheimelnd. Da war Frau Hauptmann Kühne auch schon wieder zurück. Jetzt ohne Armelschürze, ganz Dame.

„Ich habe das neue Amt der Kinderhirtinnen freudigst begrüßt und wie ich sicherlich viele Mütter, die ihre Kleinen nicht x-beliebigen anvertrauen mögen. Unsere Kinder sind doch unser größter Schatz. Ihre Kostbarkeiten verwahren die Damen oft sorgsam, aber ihre Kinder überlassen sie der Erstenbesten oder vielmehr Schlechtesten. Da ist die Idee, welche die Hausfrauenzentrale mit der Kinderhirtin aus gebildetem Hause ins Leben gerufen hat, freudigst zu begrüßen.“

„Gnädige Frau, handelt es sich um eine soziale Tätigkeit?“ erkundigte sich Anni, die nicht wieder enttäuscht werden wollte.

„Sozial? Nun, wie man's auffaßt. Soziale Hilfe ist es ja auch wohl, wenn einer dem andern beisteht, der gerade seiner bedarf. Und das ist bei mir der Fall. Mein Mädchen ist erkrankt, sie mußte in ein Krankenhaus. Dadurch ruht die ganze Last des Haushalts auf mir allein. Denn eine fremde Aushilfe mag ich nicht ins Haus nehmen, die schleppt einem das Bißchen, was man jetzt hat, auch noch fort. Aber mein kleiner Erich kommt dabei zu kurz. Wenn ich ihn auch zu meinen wirtschaftlichen Einkäufen mitnehme, das ist doch nicht das Richtige für ein Kind. Gestern hat die gute Großmama sich seiner erbarmt, aber der Kleine ist zu lebhaft und zu anstrengend für sie. Sie glauben es gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, liebes Fräulein Weber, daß Sie sich meines Kleinen annehmen wollen. Sie werden sicher bald gut Freund mit ihm sein. Sie haben so etwas

liebes, Heiteres im Blick, das fühlt ein Kind auch gleich heraus.“ Die Dame ergriff in ungezwungener Herzlichkeit beide Hände des jungen Mädchens und drückte sie dankbar.

Aber Annis Blick war gar nicht so heiter. Das war doch ein ähnlicher Posten, wie ihn Frau Merkner ihr zugebachte hatte. Diesmal vielleicht um eine Stufe höher, als Kinderfräulein.

„Gnädige Frau, ich habe mir die Tätigkeit einer Kinderhirtin anders vorgestellt. Ich glaubte nicht, daß ein Privathaushalt dabei in Betracht käme. Ich dachte, es handelte sich um eine größere Schar erholungsbedürftiger Kinder, an denen man ein gutes Werk tun könnte.“

„Ach, Sie tun auch an meinem kleinen Erich ein gutes Werk, Fräulein Weber. An jeder Mutter tut es die Kinderhirtin, der sie ihr Liebste getreulich beaufsichtigt. Die jungen Mädchen der gebildeten Stände sollen die Mütter, die nicht immer abkömmlich sind, bei den Kindern vertreten. Kindermädchen und die sogenannten 'Fräulein' haben meistens für alles andere Interesse, nur nicht für die ihnen anvertrauten Pflegebefohlenen. Ich habe es so oft im Tiergarten beobachtet. Zu einem jungen Mädchen aus gutem Hause hat man Vertrauen, das ist sicherlich zuverlässig. Und Sie ganz besonders, Fräulein Weber, haben es mir mit ihrem lieben Gesichtel angetan, also — ich denke, Sie schlagen ein. Wir werden uns sicherlich miteinander verstehen.“ Wieder reichte ihr die junge Frau ermunternd die Hand hin.

Schon wollte Anni, von der reizenden Art bezaubert, einschlagen, da zuckte ihre Hand plötzlich zurück. Ein unbequemer Gedanke war es, der die Veranlassung dazu gab. Und Kurtchen? Wer nahm sich Kurtchens an? Was war Kurtchen schlechter als Erich? Brauchte der kleine Bruder nicht genau so frische Luft und Sonnenschein? War die Mutter nicht gerade so in Verlegenheit um eine geeignete

Begleitung zum Spaziergehen? Durfte sie Fremden beispringen, wenn man zu Hause ihrer genau so bedurfte?

Aber zu Hause war ja noch Minna, und Frau Hauptmann war ganz allein. Also war sie hier notwendiger. Und dann — wie würde sie sich schämen müssen, daß aus ihrer stolzen Vornahme nichts geworden war, daß der neue Wirkungskreis ihr ebenfalls nicht zugesagt hatte. Gewiß würde man sie zu Hause auslachen — nein, das durfte nicht sein.

„Sie überlegen noch, Fräulein Weber, ich habe die Hauptsache zu erörtern vergessen, nicht wahr?“ Die junge Frau faßte Anni's Bögen falsch auf. „Die geschäftliche Seite. Ihre Hilfe ist mir eigentlich unbezahlbar. Aber ich denke, wir setzen fünfundzwanzig Mark für den Monat fest. Hoffentlich entspricht das Ihren Wünschen. Sie brauchen sich nur vormittags meines Jungchens anzunehmen, nachmittags bin ich ja meiner Hausfrauenpflichten ledig und kann selbst mit ihm ausgehen. Von halb zehn bis halb zwei wäre es mir am liebsten.“

Nur die Vormittage — und fünfundzwanzig Mark dafür — da konnte sie sich nachmittags ja sogar noch Kurtchen widmen — Anni willigte freudig ein. Sie hatte es bereits verwunden, daß sie sich eigentlich etwas ganz anderes unter dem Amt einer Kinderhirtin vorgestellt hatte.

Leises Kraken ward an der Tür hörbar, als ob ein Hund herein wollte.

„Das ist der Erich, dem dauert's schon wieder zu lange. Komm nur rein, mein Jungchen, mach' einen feinen Diener. So — siehst du, das ist eine neue Tante, die so lieb ist und mit dir spaziergehen will.“

Erich, ein netter kleiner Kerl von etwa fünf Jahren, mit den hellblauen Augen seiner Mutter, kam neugierig näher.

„Wollen wir zusammen in den Tiergarten gehen und dort spielen, Erich?“ fragte Anni, die ihre gesellschaftliche

Stellung durch die Benennung „Tante“ wieder erhöht fühlte, freundlich.

„Ne“, meinte der Kleine weniger höflich, als aufrichtig. „Lieber mit Muttchen oder mit Omama.“

„Aber Erich, wie undankbar von dir. Muttchen muß Mittagbrot kochen, sonst müssen wir hungern. Und die Omama kann bei der Hitze den weiten Weg nicht gehen, da wird sie müde. Wenn die gute Tante dich nicht mitnimmt, mußt du zu Hause bleiben.“

„Zu Hause ist es auch ganz schön“, erklärte der Kleine mit Gemütsruhe. „Da bau ich einen Turm und —“

„Aber ich erzähle dir doch eine schöne Geschichte von Schneewittchen“, warf Anni ihren Köder aus.

„Von Dornröschen auch?“ Der Kleine biß wirklich an.

„Ja, auch von Aschenbrödel, jeden Tag eine andere“, versprach Anni mit einer Bereitwilligkeit, die Kurtchen in höchstes Entzücken versetzt hätte. Ließ sie sich doch nur ganz selten mal dazu herbei, dem kleinen Bruder eine Geschichte zu erzählen.

„Na, schön“, entschied der junge Herr ziemlich herablassend. „Dann will ich mal mit dir spaziergehen, Tante.“

„Tante Anni heiße ich.“

„Du weißt ja noch gar nicht, ob die Tante Anni heute schon Zeit und Lust hat, mit dir auszugehen, Erich. Wie ist's, Fräulein Weber, dürfen wir Sie gleich mit Beschlag legen? Das wäre reizend.“

„Zawohl, ich bin heute schon frei. Wohin pflegen Sie mit dem Kleinen zu gehen, gnädige Frau?“

„In den Tiergarten auf den Sandspielplatz, ich glaube, Erich findet schon hin und kann Sie führen. Wir packen seine Spielschürze, Sandschaufel und Formen ein. Da ist er am allerbesten beschäftigt. Sie können sich sogar ein Buch oder eine Handarbeit mitnehmen, Fräulein Weber. Nur im Auge behalten müssen Sie ihn, denn er ist ziemlich

wild. Aber ich habe das größte Vertrauen zu Ihrer Zuverlässigkeit."

Anni wurde rot bis an die braunen Stirnhaare. „Ich habe selbst einen kleinen Bruder und bin daher gewöhnt, auf Kinder aufzupassen“, sagte sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Ei, so bringen Sie das Brüderchen doch mit, Fräulein Weber. Dann hat Erich gleich einen kleinen Spielgefährten.“

Wirklich — zu reizend war Frau Hauptmann. Was würde das für die Mutter für eine Erleichterung bedeuten, wenn Kurtchen jeden Morgen bei schönem Wetter mit ihr in den Tiergarten ging. Aber sie konnte doch unmöglich das Gehalt von der Dame beanspruchen, wenn sie ihren eigenen Bruder gleichzeitig beaufsichtigte. Und ihr Kinderhirtinamt würde dadurch sicher in den Augen der Eltern an Vollwertigkeit einbüßen. Es war ja schließlich auch genug, wenn Kurtchen nachmittags spazierenging.

Mit Sandformen und Schaufel, mit Schürze und Frühstück ausgerüstet, zog Anni, ihren kleinen Begleiter an der Seite, schließlich los. „Bloß vorsichtig, liebste Fräulein Weber, lassen Sie ihn bei den Straßenübergängen nicht von der Hand“, rief die Mutter noch sorglich hinter ihnen her. Oh, Anni wollte schon aufpassen. Was hatte sie doch für ein Glück, daß sie zu so reizenden, vornehmen Menschen gekommen war.

Ihr junger Kavalier schien weniger lebhaft als Kurtchen, dafür aber beharrlicher. Die ersten fünf Minuten trabte er schweigend neben ihr her. Anni fühlte sich nicht verpflichtet, ihn zu unterhalten. Es war ziemlich heiß, und all das Ereignisreiche, was der Morgen schon mit sich gebracht hatte, mußte sie erst in Ruhe verarbeiten.

„Na?“ sagte der Kleine schließlich, als ob er bis jetzt auf irgend etwas gewartet hätte.

„Was willst du denn, Erich?“

„Bist du schon sehr alt, Fräulein Tante Weber?“



Ury. Jungmädchengeschichten 5.

Da stand ein altes, verhuseltes Weibchen mit einem Tragkorb auf dem Rücken vor Herta.

„Wieso denn bloß, Erich?“ Anni wußte nicht, ob sie mehr über die komische Anrede oder über die Frage lachen sollte.

„Na, meine Omama sagt immer, alte Leute vergessen alles“, erklärte der Kleine mit ernster Würde.

„Ja, was habe ich denn bloß vergessen, Erich?“ Anni konnte vor Lachen kaum sprechen.

„Na, weißt du's wirklich nicht mehr? Haach — mußt du schon alt sein, Fräulein Tante Weber. Noch viel älter als die Omama. Die besinnt sich doch dann immer noch.“

„Also hilf mir ein bißchen. Aber du wolltest doch Tante Anni sagen, nicht?“

„Nee — Muttchen sagt auch Weber. Kannst dich denn gar nicht besinnen? So weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Eberholz?“

„Ach, nun weiß ich. Du meinst die Geschichte von Schneewittchen. Die erzähle ich dir später. Jetzt sind wir ja bald da.“ Anni hatte bei der drückenden Temperatur ganz und gar keine Lust dazu, eine Geschichte zu erzählen.

Aber Erich ließ sich nicht so leicht vertrösten wie Kurtchen.

„Nee, es ist noch ganz weit, du kannst ruhig anfangen, Fräulein Tante Weber. Also: Es war mal mittendrin im kalten Winter —“, half er ihr auf die Sprünge, wohl in der Annahme, daß sie sich bei ihrem altersschwachen Gedächtnis nicht recht auf den Anfang besinnen könne.

Es nützte nichts, Anni mußte fortfahren. Den kleinen Bruder hätte sie sicherlich ungeduldig abgeschüttelt, aber hier hatte sie doch schließlich eine bezahlte Pflicht. Also: „Es war mitten im Winter, die Schneeflocken flogen vom Himmel herab —.“ Anni seufzte tief auf und machte eine Kunstpause. Wenn sie doch bloß ein wenig von der Wintertemperatur jetzt verspürt hätte!

„Weiter“ —, drängte der kleine Zuhörer.

„Da saß eine Königin am Fenster und nähte. Und wie sie so nähte, stach sie sich in den Finger, daß er blutete.“

„Falsch“, korrigierte der Kleine.

„Doch, Erich, so ist es ganz richtig.“

„Nee,“ beharrte Erich, „es heißt: ‚daß das rote Blut her-austropfte‘. Darauf kann sich ja sogar die Omama besinnen.“

„Also schön: daß das rote Blut her-austropfte. Da dachte sie: ach, hätte ich doch —.“

„Nee, nee — sie hat noch gar nicht gedacht. Erst kommt: ‚und weil das rote Blut zu dem weißen Schnee so schön aussah, da dachte sie —.“

„Also: da dachte sie: ach hätte ich doch ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie Ebenholz.“

„Ist ja gar nicht richtig! Wie das Eberholz hier an mein Fenster“, heißt es“, wurde Anni schon wieder unterbrochen.

Viel Geduld war nun gerade nicht ihre Sache. „Dann erzähle du mir’s doch, wenn du alles besser weißt“, sagte sie leicht gereizt.

„Nee, du hast mir’s versprochen, Fräulein Tante Weber, aber Muttchen erzählt viel schöner.“

„Na, dann laß dir nur von Muttchen die Geschichte erzählen.“ Tadel konnte Anni nun mal nicht vertragen, selbst aus Kindermund nicht.

„Ja, denn gehe ich lieber wieder bei mein Muttchen.“ Erich machte Miene, sich von Annis Hand loszureißen und spornstreichs zurückzulaufen.

Aber Anni hielt fest.

„Au — drück doch nicht so, du tust mir ja weh, Fräulein Tante Weber.“ Der Junge zog rückwärts, Anni vorwärts. Ein kleiner Kampf entspann sich. Hätte sie jetzt Kuttchen an der Hand gehabt, so hätte Anni sicherlich ihrem Unmut freien Lauf gelassen. Hier besann sie sich. Sie war bezahlte Kinderhirtin und wollte doch nicht gleich am ersten Tag Schiffbruch leiden.

„Komm, Erich, sei artig, ich erzähle dir die schöne Ge-

schichte weiter.“ Das junge Mädchen wunderte sich geradezu über ihre Sanftmut. Ja, Anni, sobald man den Fuß aus dem Elternhaus ins Leben hinaussetzt, heißt es, Selbstbeherrschung üben.

Erich sah ein, daß ihm sein Sträuben nichts nützte, die neue Tante war stärker als er. „Na, denn erzähle weiter, aber richtig“, gab er schließlich gnädig seine Einwilligung.

Anni sollte auf dem Wege bis zum Tiergarten noch öfters Gelegenheit haben, Sanftmut und Selbstbeherrschung zu üben. Alle paar Minuten erklang in die Schneewittchen-geschichte hinein das tadelnde „schon wieder falsch — Muttchen weiß das viel schöner“. Nie wieder wollte sie ihm eine Geschichte versprechen, das nahm sie sich fest vor. In Zukunft würde sie vorsichtiger sein.

Alles hat mal ein Ende, auch der Weg bis zum Tiergarten, wenn er einem auch noch so endlos erscheint. Erich hatte sie ganz richtig zu dem Sandplatz, auf dem er zu spielen pflegte, geführt, denn ein Kinderfräulein auf der Bank, auf der Anni, freundlich grüßend, Platz suchte, empfing ihn mit den Worten: „Na, Erich, bist du auch wieder da?“ Die Schürze wurde umgebunden, das Frühstück hervorgeholt und Schneewittchen in Vergessenheit begraben, noch ehe sie in den gläsernen Sarg gelegt wurde. Endlich zog Erwin mit seinem Handwerkszeug zu dem großen Sandberg, auf dem es wie in einem Ameisenhaufen von Kindern wimmelte.

Anni war erlöst.

Sie blickte zu dem frischgrünen Buchendach, das ihr Schatten spendete, empor und blinzelte wohligh in das grünlichgoldene Sonnengesimmer. Der Holunder duftete süß und schwer, ein Pirol und eine Amsel wetteiferten als frühlingstreibende Musikanten. Ach, hier war es gut sein. Anni dehnte in süßem Nichtstun ihre erhitzten jungen Glieder. Wenn ihr kleiner Bögling den ganzen Vormittag

über artig bei seiner Tunnelarbeit blieb, war ihr Amt kein allzu anstrengendes. Die fünfundzwanzig Mark waren nicht schwer verdient. Denn es war doch entschieden angenehmer, hier im Tiergarten der Ruhe zu pflegen als daheim sich in der Wirtschaft ohne Entgelt abzuraden, am Ende gar den Küchenschubel spielen zu müssen. Nein, Anni war mit ihrem Los und ihrem neuen Beruf äußerst zufrieden. Man muß es eben verstehen, sich das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten.

Eine Stimme riß sie aus ihren selbstzufriedenen Gedanken. Sie gehörte dem Fräulein, das Erich vorhin begrüßt hatte.

„Frau Hauptmann hat sich jetzt wohl ein Kinderfräulein gemietet? Sonst kam sie doch immer selbst mit dem Kleinen auf den Spielplatz. Sie ist ja so ängstlich mit ihm, daß ihm bloß nichts passiert. Viel los ist da wohl auch nicht bei Hauptmanns? Sie sieht mir nicht danach aus, als ob ihnen die Gänse und Hühner ins Haus fliegen.“ So ging das hintereinander, ohne Komma und ohne Punkt.

Anni biß sich auf die Lippen. Sie gab keine Antwort. Kinderfräulein — und gemietet — und dann noch über die „Herrschaft“ herziehen — ja, was dachte denn diese Person von ihr? Sah sie es ihr denn nicht an, daß sie es nicht mit ihresgleichen zu tun hatte? Anni warf den Kopf hochmütig zurück und starrte wieder in das leise Blättergesäusel hinauf.

„Sind Sie taub oder stumm? Oder gar alles beides?“ Das redselige Fräulein ließ sich nicht so rasch abspeisen, vertraulich stieß es die verträumte Nachbarin mit dem Ellbogen an. „Wir Kolleginnen müssen doch zusammenhalten, sonst ist es ja zum Auswachsen, den ganzen Vormittag hier bei den Götzen zu sitzen. Denn die Handarbeit nimmt man doch bloß auf Befehl der Gnädigen mit. Aber so dumm, daran zu arbeiten!“ Sie wies auf zerlöchernte Kinderstrümpfchen, die aus der Tasche herauschauten.

„Ich bin nicht Ihre Kollegin“, gab Anni, empfindlich in ihrem Stolz gekränkt, ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit entgegen, abweisend zur Antwort.

„Nicht, na was sind Sie denn?“ Und plötzlich in einen respektvolleren Ton fallend: „Ach, Sie sind am Ende eine Verwandte von Hauptmanns?“

„Nein“, gab Anni ablehnend zurück.

„Na also, dann haben Sie sich doch nicht so. Ein Kinderfräulein ist nicht mehr als das andere, ob sie nun erster oder zweiter Klasse ausgebildet ist.“

„Ich sagte es Ihnen ja bereits, daß ich kein Kinderfräulein bin.“ Mit erhobener Stimme antwortete es Anni. Denn die neben ihnen auf der Bank Sitzenden verfolgten bereits mit neugierigem Interesse das Gespräch der beiden.

„Na, dann möchte ich aber wirklich wissen, was Sie eigentlich sind?“ Das Fräulein war nun auch gereizt und in ihrer Berufsehre gekränkt. „Am Ende gar die Fürstin von Ikenpliz?“ Sie hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Ausgelacht werden — nein, das ertrug Anni nicht. „Ich bin Kinderhirtin!“ rief sie im Vollgefühl ihrer neuen Würde.

„Was, Kinderhirtin?“ Das Fräulein machte kein geistreiches Gesicht. Dann aber lachte sie höhnisch auf: „Mir scheint, Sie gehören selbst zu einer Herde.“ Wieder lachte die ganze Bank, und die Amsel oben im grünen Gezweig lachte mit.

„Kinderhirtin — was ist sie — was ist denn das für ein kurioses Ding?“ Die junge Frau, die ihr Baby in den Schlaf sumnte, das kleine, kaum fünfzehnjährige Kindermädel und der alte Herr, der mit ihnen auf der Bank saß, alle fragten sie es belustigt.

Anni erhob sich mit aller Würde, die ihr zu Gebote stand. In dieser Gesellschaft blieb sie nicht. Aber aufklären mußte sie dieselben doch unbedingt noch über ihren Beruf.

„Es ist bedauerlich, daß Ihnen das Amt einer Kinderhirtin unbekannt ist“ — bis zu diesem Morgen war Anni selbst mit den Funktionen derselben nicht vertraut. „Eine Kinderhirtin ist Stellvertreterin der Mutter!“ Sprach's und verließ mit Hoheit die Bank, auf der ihr Stolz einen empfindlichen Stoß erlitten hatte.

„Na, dann sorgen Sie nur dafür, daß Ihr Lämmchen nicht vom Wolf zerrissen wird, Fräulein Kinderhirtin“, klang es boshaft unter Beifallsgelächter hinter ihr her.

In das Lachen mischte sich Kinderweinen. Anni hatte während der theoretischen Auseinandersetzung über das Amt einer Kinderhirtin die praktischen Pflichten derselben außer acht gelassen und sich nicht um ihren Pflegling gekümmert. Jetzt sah sie plötzlich Erich schreiend vor einem größeren Jungen seinen halbfertigen Tunnel verteidigen. Der fremde Junge versuchte ihn fortzudrängen. Erich half sich, indem er mit Sand warf und dabei: „Mama — Mama — a — a“ schrie.

Im Augenblick war Anni an seiner Seite. „Aber Erich, schämst du dich denn gar nicht, so zu brüllen?“

„Fräulein Tante Weber, — der olle Junge läßt mich nicht spielen — u — u — uuh — ich will nach Hause bei mein Muttchen.“

„Nein, Erich, du bleibst hier und spielst artig weiter“, sagte Anni mit Aufbietung all ihrer Energie. „Und wehe dir, wenn du das Kind noch mal störst“, wandte sie sich an den Größeren.

„Der Kleene hat ja anfangen, er hat mir ja mit Sand jeschmissen“, beklagte sich der andere.

„Ja, und passen Se man jesälligt auf Ihren auf, meine erzieh ich mich alleine, da laß ich mich von keinen Menschen nich reinreden“, begehrte eine stridende Frau von einer in der Nähe stehenden Bank auf.

Anni hielt es für geraten, sich nicht weiter mit der Frau einzulassen. Sie suchte nach einem Plätzchen auf einer

Bank, wo angenehmere Menschen saßen. Aber der Spielplatz hatte sich inzwischen bevölkert. Die Bänke waren alle voll. Einige saßen bereits auf dem niedrigen Eisengitter, das die Rasenflächen einfriedete. Auch der Platz, den sie bis vor kurzem innegehabt, war inzwischen besetzt worden. Sich auf das Eisengitter setzen — nein, wie würde das Kinderfräulein drüben frohlocken, wenn sie die „Kinderhirtin“ so erniedrigt sah. Aber da wurde ja ein Platz frei, zwar nicht auf dem Spielplatz selbst, sondern auf der ersten Bank im Seitengang, von wo aus man den Platz bequem übersehen konnte.

Glück mußte man haben! Anni fand es nicht für nötig, Erich mitzuteilen, wo sie neuerdings ihr Zelt aufgeschlagen hatte, sie behielt ihn ja im Auge. Hier störte sie kein Mensch. Hier hatte sie vollkommene Ruhe, über ihre doppelte Niederlage auf dem Spielplatz nachzudenken. Ja, jede Würde bringt Bürde.

Aber nach und nach hörte letztere auf, Anni zu drücken. Nachdem sie sich einige Male vergewissert hatte, daß Erich jetzt artig und unbehelligt seine Schacharbeit ausführte, vergaß sie natürlich, weshalb sie eigentlich hier saß. Sie begutachtete die Kleidung der Vorübergehenden, beobachtete ein Buchfinkpärchen, das ab und zu flog, wohl weil es Junge im Nest zu versorgen galt, und dachte nicht an den Jungen, den sie selbst zu versorgen hatte. Schließlich freundete sie sich mit einem allerliebsten Kleinen im Sportwagen, das ihr in endlosem Spiel seinen Teddybär in den Schoß warf, an und dadurch auch mit der Mutter. Sie kamen ins Plaudern, und Annis frische, nette Art gefiel der Dame augenscheinlich. Das war Balsam auf die Wunden, die der Vormittag ihr geschlagen. Natürlich, gebildete Menschen wußten sie schon richtig einzuschätzen.

Vom Spielplatz kam Kinderlachen, Jauchzen, auch manchmal Weinen und Schelten, und mischte sich mit dem Vogelgezwitscher. Plötzlich wurde Anni, die das Kleinen

gerade durch „Mum — mum — mum — kuckuck —“ in helles Entzücken versetzte, aufmerksam. Trotzdem sie Erichs Weinen erst einmal gehört hatte, hastete es ihr mit seinen qualenden, langgezogenen Tönen im Ohr. Das mußte Erich sein. Ein rascher Blick zu dem kribbelnden Ameisenhaufen — Erich war nicht mehr darunter. Anni brach mitten im „Mum — mum“ ab, grüßte die Dame hastig und eilte zum Spielplatz.

Um's Himmels willen — was mochte dem Jungen nur zugestoßen sein?

Da stand er mitten in der Sonne, aus Leibeskräften plärrend und mit den erdigen Fingern im nassen Gesicht herumwischend.

„Aber Erich, was ist denn passiert?“ Erleichtert sah Anni, daß ihr Pflegling noch heil und unverehrt vor ihr stand.

„Du bist weg, Fräulein Tante Weber — u — u — uh — du bist weg!“ heulte der Kleine jämmerlich.

„Aber Jungchen, ich bin doch hier —“

„Nee, du bist weg, ich habe dich überall gesucht — u — u — uh —.“ Der ganze Spielplatz wurde aufmerksam. Es war der jungen Kinderhirtin unsagbar peinlich.

Plötzlich veränderte sich das unglückliche Gesicht des kleinen Schreihalses. Er starrte aus verweinten Augen auf eine näherkommende alte Dame. Wie Sonnenregen ging es verklärend über das tränenfeuchte Gesicht, und mit dem Jubelruf: „Omama — die Omama!“ war er plötzlich von Annis Seite.

Von zärtlichen Großmutterarmen wurde er aufgefangen. Liebevoll ward das heiße, nasse Gesichtchen von einem weißen Tuch getrocknet.

„Aber warum weinst du denn so, mein Herzblatt?“ erkundigte sich die Großmama besorgt.

„Fräulein Tante Weber ist weg —.“ Wieder brach sich der ganze Jammer bei Erich Bahn.

„Wer ist weg?“ fragte die alte Dame verdutzt. Und einen suchenden Blick in die Runde über die Bänke schweifend, erkundigte sie sich weiter: „Wo sitzt denn Muttmchen?“

„Zu Hause.“

„Was — du bist allein hier?“

„Nee, mit Fräulein Tante Weber.“

„Mit wem?“

„Mit mir, gnädige Frau.“ Die langsam sich nähernde Anni hielt es jetzt doch für angezeigt, aus der Verborgenheit aufzutauchen. „Ich habe Frau Hauptmann, weil sie augenblicklich so sehr in Verlegenheit ist, als Kinderhirtin das Amt des Spazierengehens mit Erich abgenommen“, setzte sie erklärend hinzu, um sich gleich die richtige gesellschaftliche Stellung zu geben.

„Wie reizend von Ihnen, liebes Fräulein — Weber war ja wohl der Name? Aber warum weinst du denn da, Liebling? Fräulein Weber ist doch hier.“

„Nee, Fräulein Tante Weber war weg — ich habe sie auf allen Bänken gesucht“, beklagte sich der Kleine.

„Dann hast du eben auf der Bank, wo ich saß, nicht gut nachgesehen“, lachte Anni. Aber das Lachen kam nicht richtig von Herzen; es war darin ein leises, leises Schuldbewußtsein, als ob sie doch ihren Pflichten nicht so ganz nachgekommen wäre. Pech — daß die Großmutter gerade in dem kritischen Augenblick auf der Bildfläche erscheinen mußte.

„Du kannst du nach Hause gehen, Fräulein Tante Weber. Omama ist ja nu hier“, ordnete der kleine Bursche an.

„Aber Erich!“ mahnte die Großmama. „Fräulein Weber ist so gut und liefert dich zu Hause bei Muttmchen wieder ab. Mir ist der weite Weg heute bei der Hitze zu anstrengend.“

„Ich will aber lieber mit dir gehen, Omama“, beharrte der Junge weinerlich. Das war keine besondere Anerkennung für Anni. Und daß das Kinderfräulein mit ihren Pflegebefohlenen gerade in diesem Augenblick vor-

übergehen mußte und sie mit spöttischem Blick musterte, erhöhte Annis Stimmung nicht. „Mit dir ist es viel schöner, Omama. Du kannst Schneewittchen viel besser erzählen als Fräulein Tante Weber. Die kann sich gar nicht besinnen, die ist sicher noch viel älter als du.“

Die Großmama lachte von Herzen, und Anni stimmte mit ein. Als die alte Dame jetzt neben ihr Platz nahm, um sich ein wenig auszuruhen, und sich freundlich nach Annis häuslichen Verhältnissen und ihren beruflichen Absichten erkundigte, hob sich Annis Laune wieder. Die Großmama hatte dieselbe liebenswürdige Art wie ihre Tochter; von dem Jungen war es ja schließlich nicht zu verlangen, daß es sich gleich den ersten Tag an sie gewöhnte.

Auch die alte Dame bekam den denkbar günstigsten Eindruck von dem jungen Mädchen. Da hatte ihre Tochter einen guten Griff getan.

Natürlich gab es noch einen kleinen Kampf nachher, ehe Erich sich entschloß, mit Anni, anstatt mit der Großmama mitzugehen. Aber schließlich befanden sich die beiden doch wieder auf dem Heimweg, der heiß und schattenlos war. Eine Bahn kam nicht, so trabten die beiden zu Fuß ziemlich einsilbig nebeneinander her.

Plötzlich gab Erich irgendein tückischer Kobold die Worte ein: „Du wolltest mir doch von Schneewittchen weiter erzählen, Fräulein Tante Weber.“

„Ich wollte gar nicht!“ Nein, wirklich, Anni hatte ganz und gar nicht die Absicht, bei dieser tropischen Hitze Geschichten zu erzählen. Der Weg war auch ohnedies anstrengend genug. Denn Erich war müde und ließ sich ziehen.

Aber sie hatte nicht mit der Hartnäckigkeit ihres kleinen Begleiters gerechnet.

„Bom Jägersmann kommt jetzt“, drängte er.

„Morgen, mein Junge, mittags ist es zu heiß zum Erzählen.“

„Dann gehe ich nicht weiter, wenn du mir nicht erzählst.“ Der Junge blieb bodsteif stehen und war nicht vorwärts zu kriegen.

Anni, die auf der Straße kein Aufsehen erregen wollte, mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, Schneewittchen fortzusetzen. Eher setzte Erich den Heimweg nicht fort.

„Konsequent muß man einem Kinde gegenüber sein“, hatte sie sich öfters abfällig geäußert, wenn die Mutter zu Hause Kurtschen zu viel nachgab. Dadurch verzieht man die Kinder bloß, hatte das Klüger sein wollte als die Henne, oft genug gedacht. Und hier, bei dem fremden Kinde, gab sie nun selbst nach — eigentlich recht beschämend.

Das an und für sich so poetische Märchen von Schneewittchen wurde von Anni merkwürdig verzapft. Gleichgültig und gelangweilt, ohne jede Frische erzählte sie. Der kleine Besserwisser ließ es ruhig über sich ergehen, er war wohl auch schlaff von der Wärme. Es genügte ihm, daß erzählt wurde. Nur einmal erhob er Einspruch, als Anni berichtete, der Jäger brachte der Königin Schneewittchens Lunge und Leber zum Wahrzeichen.

„Nee, zum Mittagbrot brachte er es ihr, bitte sehr. Und sie aß sie mit Rübrkartoffeln und Kopfsalat.“

Anni mußte trotz ihrer Müdigkeit lachen; dieser Speisetettel aus Schneewittchen war ihr unbekannt. In leidlichem Einvernehmen gelangten die zwei schließlich heim.

Frau Hauptmann erquidte sie sogleich mit Himbeerwasser. „War Erich auch artig, liebes Fräulein Weber?“ erkundigte sie sich.

Anni bejahte. Erstens mochte sie überhaupt nicht den Ankläger spielen, und dann fürchtete sie, auch sich selbst dadurch eine Blöße zu geben.

„Bloß zweimal habe ich geweint“, ergänzte Erich als wahrheitsliebender Mann.

„Aber warum denn, mein Junge?“

„Einmal hat mich ein großer Junge gepufft, und ein-

mal war Fräulein Tante Weber weg, und einmal wollte die Omama mich nicht nach Hause bringen.“

„Das sind sogar schon dreimal, Erich. Na, morgen wirst du artiger sein, nicht wahr?“ Frau Hauptmann strich ihrem Kleinen liebevoll die feuchten Blondhaare aus der erhitzten Stirn.

„Ja, morgen bin ich artig. Da gehe ich wieder mit dir in den Tiergarten, ja, Mutttchen?“ Flehentlich hingen die Kinderaugen an der Mutter.

„Nein, Erich, wenn du der Tante Anni heute nicht zu unartig warst und sie morgen wieder so gut sein will, dich abzuholen, gehst du mit ihr.“

„Ach, liebes Fräulein Tante Weber, sei doch bloß nicht so gut. Ich kann noch viel ungezogener sein“, stellte der Kleine in angenehme Aussicht.

Frau Hauptmann und Anni lachten über das Versprechen. Dann nahm die Kinderhirtin mit „also auf Wiedersehen morgen!“ Abschied.

Noch auf der Treppe hörte sie Erichs hoffnungsfreudige Stimme: „Na, vielleicht stirbt sie bis morgen!“

Trotzdem Anni recht erhitzt war, kam sie mit tüchtigem Hunger heim. Der Tisch war noch nicht gedeckt. Sie sah es mit Mißfallen.

„Minna kann doch nie pünktlich sein“, tabelte sie.

„Minna hat mehr zu tun gehabt, die ist vormittags nicht spazieren gegangen“, verteidigte die Mutter die Getadelte. „Du kommst mir wie gerufen, Anni. Flink, decke den Tisch; Minna hat noch Eierfuchen zu backen. Wenn Vater nach Hause kommt, will er gleich essen.“

„Ich auch.“ Annis sonstige Liebenswürdigkeit war durch den weiten Weg in der Mittagssonne beeinträchtigt. „Und überhaupt, ich bin so erhitzt und müde, ich muß mich erst erholen.“ Sie ließ sich in den Schaukelstuhl sinken.

Stillschweigend legte die Mutter selbst das Tischtuch auf. Sie hatte so viel am Vormittag im Haushalt schaffen

müssen, daß es ihr darauf auch nicht mehr ankam. Ruth, die im Nebenzimmer Schularbeiten machte und die Worte der Mutter gehört hatte, sprang hinzu und half. Natürlich, die machte sich wieder lieb Kind.

„Na, Kinderhirtin, wieviel junge Lämmer hast du heute gehütet?“ erkundigte sich der Vater bei Tisch.

„Eins bloß“, kam es ein wenig kleinlaut heraus.

Unbändiges Gelächter folgte. Erwin und Kurtchen, obwohl sie gar nicht verstanden, um was es sich handelte, quiekten vor Vergnügen um die Wette.

„Ihr braucht gar nicht zu lachen“, — dabei mußte Anni selbst mitlachen —, „der Beruf einer Kinderhirtin ist eine sehr segensreiche soziale Einrichtung. Wenn sie auch anders ist, als ich es mir vorgestellt habe.“ Sie mußte doch ihren neuen Beruf verteidigen.

„Worin besteht denn diese segensreiche soziale Einrichtung?“ Der Vater war in bester Laune.

„Daß wir den Müttern, denen es nicht möglich ist, ihre Kinder selbst ins Freie zu führen, und die sie nicht der Unzuverlässigkeit ungebildeter Dienstboten anvertrauen wollen, ihr Amt abnehmen. Wir sind stellvertretende Mütter.“ Anni redete sich würdevoll.

Sie konnte nicht fortfahren, denn eine erneute Lachsalve folgte. „Weißt du was, stellvertretende Mutter, ich würde mehr Vertrauen zu der Zuverlässigkeit eines ungebildeten Dienstboten haben, als zu der einer höheren Tochter, wie du es bist“, brachte der Landgerichtsrat, immer noch lachend, hervor. Das war ein empfindlicher Dämpfer auf Annis große Worte.

„Bitte sehr, Frau Hauptmann Bühne ist glücklich, daß sie mich hat“, versuchte das Fräulein Tochter sich wieder herauszustreichen.

„Ich könnte auch recht gut eine Kinderhirtin gebrauchen“, meinte die Mutter mit einem traurigen Blick auf ihr ziemlich blaßes Nesthäkchen.

Anni wurde rot. Mutters Worte, die keinen direkten Vorwurf enthielten, trafen.

Aber man pflegt ja leider, wenn man das Gefühl eines Unrechtes hat, dasselbe meist zu beschönigen. Anni machte davon keine rühmliche Ausnahme.

„Frau Hauptmann braucht mich viel notwendiger als du, Muttchen. Die hat niemand zur Hilfe; ihr Mädchen ist krank geworden. Wir haben doch die Minna. Und Kinderhirtin sein, heißt sozial denken. Ich muß da einspringen, wo ich am meisten gebraucht werde.“

„Ei, Anni, sozial denken ist ja recht schön, und ich habe meine Kinder stets dazu erzogen“, unterbrach der Vater ihren Gedankengang. „Aber erst kommen die Pflichten der Mutter und der Familie gegenüber. Wenn du zu Hause gebraucht wirst, kannst du deine Zeit nicht Fremden opfern —.“

„Ich bekomme doch aber auch fünfundzwanzig Mark im Monat dafür“, spielte Anni, in die Enge getrieben, ihren letzten Trumpf aus.

„Aha — das ist deine soziale Auffassung von der Sache.“ Vater machte ein belustigtes Gesicht.

„Ja, damit können wir freilich nicht konkurrieren“, stimmte die Mutter in Vaters Heiterkeit ein. „So wertvoll mir deine Hilfe auch ist, Anni.“

„Ich bin ja nachmittags immer frei, um mit Kurtchen fortzugehen“, versprach Anni bereitwillig. Sie war glücklich, daß die Mutter wieder scherzte.

„Schön, Anni, das ist mir sehr lieb. Dann kannst du heute nachmittag Kinderhirtin bei Kurtchen sein. Fahrt nach dem Grunewald hinaus. Erwin darf auch mit. Ruth hat ja Klavierstunde. Dann können wir heute endlich den langgeplanten Besuch bei deinem neuen Kollegen machen, Paul“, wandte sich Frau Landgerichtsrat Weber an ihren Mann.

Anni machte ein langes Gesicht. „Gerade heute — heute

hat doch Trudchen Meudorf Geburtstag. Sie erwartet mich bestimmt.“

„Na ja, das sehe ich ja ein, wenn eine Freundin Geburtstag hat, müssen wir unserer Kinderhirtin Urlaub geben. Wer sollte sonst wohl dem Geburtstagskuchen den Garauß machen.“ Mutter verstand es doch am besten, sich in die Seele ihres Kindes hineinzuversetzen.

„Ich fürchte nur, heute wird dies sein und morgen jenes.“ Der Vater hob die Sitzung auf und versprach den beiden glückstrahlenden Sprößlingen, selbst mit ihnen in den Grunewald hinauszufahren.

Am nächsten Morgen gab es das gleiche Theater wie am Tage zuvor. Kurtchen hängt sich an Annis Arm und wollte durchaus mit. „Nie darf ich mitkommen!“ heulte bitterlich der Kleine.

Bei Hauptmanns ebenfalls Kindertränen, wenn auch aus entgegengesetzter Ursache. Erich wollte durchaus nicht mit „Fräulein Tante Weber“ spazierengehen. Er schien offenbar sehr enttäuscht, daß sie nicht inzwischen gestorben war. Das Erzählen einer Geschichte lodte nicht mehr. „Die kann ja gar nicht richtig erzählen“, sagte der gestrenge kleine Kritiker wegwerfend. Erst als das junge Mädchen ihm in Aussicht stellte, auf dem Sandspielplatz einen kleinen Garten mit Moosbänken und einem Borkenhäuschen für ihn anzulegen, bequemte er sich zur Begleitung. Natürlich verlangte er unterwegs wieder seine Geschichte, und natürlich kam die neue Tante seinen Wünschen nicht zur Zufriedenheit nach.

Anni hatte gehofft, daß ihr Bögling beim Spielen mit anderen Kindern den versprochenen Garten vergessen würde, aber da kannte sie Erich schlecht. Raum war die Frühstücksmilch getrunken und der Laß abgebunden, so begann der Junge Anni von der Bank, auf der sie glücklich Platz gefunden, fortzuziehen: „Komm, Fräulein Tante Weber, jetzt bauen wir den Garten.“

„Später, Erich, erst will ich mich mal ein bißchen von dem Weg ausruhen.“ Zeit gewonnen, alles gewonnen.

„Nee, du bist ausgeruht genug. Und was man verspricht, das muß man halten, sagt mein Papa.“ Erich verzog den Mund Weinerlich als Ouvertüre zu dem in Aussicht stehenden Konzert.

„Du kannst ja inzwischen schon immer einen hohen Berg schippen, Erich. Dann legen wir nachher den Garten rings um den Berg an“, versuchte ihm das junge Mädchen vorzustellen. Denn neben ihr lag ein dickes Buch, die Buddenbrooks. Eva hatte es ihr geliehen. Wie schön mußte es sich hier unter den grünen Zweigen lesen lassen.

„Nee — gleich“, beharrte Erich. „Und so'n ollen Berg will ich gar nicht in meinem Garten haben.“ Der Kleine hatte unbedingt Schönheitsfimmel.

Es half nichts. Anni mußte sich von den „Buddenbrooks“ trennen. Sie ließ das Buch in Gesellschaft ihres Hutes auf dem Platz zurück, um letzteren zu belegen. „Viel leicht sind Sie so freundlich, ein wenig auf meine Sachen achtzugeben“, bat sie ein junges, neben ihr sitzendes Kindermädel.

Dann ließ sie sich mit Märtyrermiene von Erich zum Sandplatz, auf dem es wieder wie auf einem Ameisenhaufen durcheinanderkribbelte, ziehen.

Die Gartenanlage gelang nicht besonders. Das lag weniger an Annis Geschicklichkeit als an der fehlenden Lust. Die Wege waren krumm, das Rindenbänklein wadelig. Die Zweiglein, die als Bäume hineingepflanzt wurden, wollten nicht Wurzel schlagen. Sie lagen auf der Seite, ebenso schlapp und mißmutig wie die junge Gärtnerin, die sie gepflanzt. Aber als Anni nicht einmal einen Springbrunnen machen konnte, wie Erich ihn durchaus verlangte, verlor er selber die Lust.

„Na, laß man, du bist zu dumm dazu, Fräulein Tante Weber“, meinte er halb mitleidig, halb verächtlich.

„Aber Erich, so sagt man doch nicht“, verwies ihn Anni, eingedenk ihrer Rolle als stellvertretende Mutter, erzieherisch.

„Na, wie denn? Zu dämlich?“ Treuherzig fragend sahen die Kinder Augen sie an.

„So was Häßliches sagt man überhaupt nicht“, kürzte die junge Kinderhirtin weitere Auseinandersetzungen ab, um möglichst schnell wieder zu den „Buddenbrooks“ zurückzukommen.

Ja — wo waren die? Der Hut mit dem schottischen Bande lag noch auf dem Platz — die „Buddenbrooks“ waren verschwunden. Keiner wußte, wo sie hingekommen. Das kleine Kindermädel, das sie bewachen sollte, lehnte jede Verantwortung ab und heulte, sie habe das Buch nicht gestohlen. Auch die übrigen auf der Bank konnten nichts über den Verbleib aussagen. Ein paar große Jungen sollten sich einige Male beim Spielen hinter der Bank versteckt haben, und „sone Schlingel verfloppen oft ihre alten Schulbücher, warum nicht auch Bücher von anderen Leuten“, ließ sich ein nicht gerade sehr Vertrauen erweckender Nachbar vernehmen. Na, mochte dem sein, wie ihm wolle — die „Buddenbrooks“ kamen trotz aller Erörterungen nicht wieder zum Vorschein. Soviel auch Anni jeden auf dem Spielplatz Lesenden aufs Korn nahm, trotzdem sie einen jeden mit einem Buch Vorübergehenden für den Dieb hielt, futsch waren sie, die „Buddenbrooks“! O Gott! Solch ein Buch war jetzt teuer. Und ersetzen mußte sie's. Es blieb trotzdem für Eva unerseßlich, denn ein Onkel, der im Auslande lebte, hatte es ihr bei seinem letzten Berliner Aufenthalt mit einer eigenhändigen Widmung geschenkt. Nein, wie schrecklich unangenehm! Wäre sie doch bloß Mutterschen gefolgt, die ihr abgeraten hatte, ein geliehenes Buch mit in den Tiergarten zu nehmen, weil es Flecke bekommen konnte. Nun mußte sie für ihren Leichtsinns büßen.

Anni hatte große Mühe, die Tränen, die sich heiß in

die Augen drängten, zurückzuhalten. Die goldenen Sonnenfunken, die durch das Gezweig sprühten, taten ihr weh. Und der Sang der Vögel, dem sie sonst so gern lauschte, verdroß sie. Erich hatte heute eine recht wortkarge Kinderhirtin. Er faßte denn auch sein Urteil über sie der ihren vergötterten Enkel wie fast alltätlich besuchenden Großmama gegenüber dahin zusammen: „Tante Fräulein Weber ist doof!“ Dieser Ausdruck war seine neue Errungenschaft.

Die Tage vergingen. Anni gewöhnte sich an ihren Verlust und Erich sich an seine Kinderhirtin. Sie hatte die peinliche Mitteilung Freundin Eva gegenüber überwunden, Erich seine Abneigung gegen Fräulein Tante Weber. Beide waren jetzt gut Freund miteinander. Einmal hatte die junge Kinderhirtin den Versuch gemacht, auch Kurtchen ihrer „Herde“ einzureihen. Aber es blieb bei dem ersten und einzigen Versuch. Wie losgelassene Böcklein sprangen die zwei mit lautem Getöse umher und waren nicht zu bändigen. Sie zankten und prügelten sich, rissen sich gegenseitig die Spielsachen fort und verfehten die junge Hirtin den ganzen Vormittag in Aufregung und Bewegung. Nein, so leid es Anni tat, daß der kleine Bruder blaß aussah, während Erich von Tag zu Tag sonnengebräunter wurde, so gern sie der Mutter die Sorge abgenommen hätte, sie konnte sich ihre soziale Tätigkeit unmöglich derart erschweren. Kurtchen kam trotz Bettelns, Schreiens und Trampelns künftig nie wieder mit.

Fast zwei Wochen war Anni nun schon Kinderhirtin, und Frau Hauptmann war recht zufrieden mit ihr. Anni selbst betrachtete ja eigentlich ihr Amt bereits heimlich als eine Last. Sie tat jedesmal zu Hause so, als ob sie der sozialen Pflicht ein Opfer brächte, wenn sie mit Erich in den Tiergarten pilgerte. Dabei strengte sie sich wirklich dort nicht allzusehr an. Eine Handarbeit war verpönt, weil die Kinderfräulein häkelten und flikten. Dafür sollte man sie doch keinesfalls ansehen.

Aber schmökern tat sie dort für ihr Leben gern. Im Anfang las sie die Klassiker, die ihr noch nicht bekannt waren, weniger aus Bildungsdrang, sondern um ihrer Umgebung zu imponieren. Später aber, als sie sah, daß Goethe, Schiller und Lessing wenig Eindruck auf die Umstehenden machten, ging sie zu leichterer Lektüre über. Oft wußte sie gar nicht, wo der Vormittag beim Lesen geblieben war. Nein, allzu anstrengend war Annis Tätigkeit wirklich nicht.

Auch ihre Freundinnen bestellte sie sich öfters, wenn diese gerade eine Freistunde hatten, auf den Spielplatz. Dann kam es sogar vor, daß sie manchmal das Lämmlein, das sie hüten sollte, über den lustigen Schwatz ganz vergaß. Eva, die Zuverlässige, mußte sie erst wieder an den Kleinen erinnern.

Heute sah Anni, als sie von ihrem Buche aufblidte, zufällig eine ehemalige Schulkameradin den Platz überqueren. Auch die andere erkannte sie, und die Wiedersehensfreude war groß. Auf der Bank war leider kein Platz mehr frei. Anni gab den ihrigen auf und hängte sich in den Arm der ehemaligen Mitschülerin. Sie pendelten, in eifrigem Gespräch vertieft, hin und her. Was wurde da nicht alles vorgekramt, alte Schulgeschichten, lustige und ernste Episoden, was aus der und was aus jener geworden, und wie sich jede ihre Zukunft dachte. Schließlich unterbrach die Schulkameradin das interessante Gespräch mit eiligem: „Du, Anni, ich muß weiter — ich habe heute noch Klavierstunde. Komm, begleite mich noch bis zur nächsten Bank.“ Anni war gern bereit. Mit keinem Gedanken dachte die Kinderhirtin des ihr anvertrauten Pfleglings. Und wenn sie selbst an ihn gedacht hätte, würde sie wohl auch kaum deshalb zurückgeblieben sein. Erich spielte ja artig, die nächste Bank war nicht weit, und wer weiß, wann sie die Schulkameradin mal wieder sah.

Aus der nächsten Bank wurde die übernächste und noch eine nächste. Schließlich trennte sich Anni von der

Gefährtin, nachdem man fast zehnminutenlangen Abschied genommen. Langsam schlenderte sie zum Spielplatz zurück, unbekümmert und wohlgemut. Kein Gedanke, daß sie ihre Pflicht vernachlässigt hatte, störte ihre gute Laune.

Ihr Platz war natürlich inzwischen von jemand anderem eingenommen. Sie suchte sich einen neuen und ließ dann erst die Augen über den großen kribbelnden „Ameisenhaufen“ wandern. Dort kribbelte es noch immer munter durcheinander, aber Erichs tütenblaues Schurzfell leuchtete nicht daraus hervor. Annis Sorglosigkeit fand darin durchaus keinen Grund zu irgendwelcher Beunruhigung. Gewiß spielte er mit anderen Kindern Versteck; hinter irgendeinem Baum würde er bald auftauchen. Sie begann zu lesen. Es war gerade eine recht spannende Stelle.

Plötzlich schreckte sie hoch. Ein Schatten fiel auf die Buchseite.

„Ei, guten Tag, Fräulein Weber, wo ist denn unser Erich?“ Es war die Großmama, die ihr Enkelchen wieder im Tiergarten aufsuchte.

„Erich“ — Anni kam aus einer anderen Welt in die Wirklichkeit zurück — „der muß doch hier spielen.“ Es klang immer noch unbesorgt.

„Wo denn? Ich sehe ihn gar nicht. Ich bin schon einige Male über den Spielplatz hin und her gegangen, um ihn zu suchen. Gewiß hat er sich versteckt, der kleine Schelm.“

„Ja, sicher, das macht er gern. Erich — Erich — wo bist du?“ Anni erhob ihre Stimme, trotzdem sie sich sonst stets darüber aufhielt, wenn die Kinderfräulein laut nach ihren Zöglingen riefen. Aber plötzlich war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie den Kleinen eigentlich doch schon eine ganze Weile nicht gesehen hatte, wie lange wußte sie gar nicht mehr. Etwas eigentümlich Beklemmendes legte sich ihr auf die Brust. Sie lachte es fort.

„Na, wir werden ihn gleich haben, den kleinen Mosjō.

Sitzt er etwa hier hinter den Fliederbulettis? Oder steckt er am Ende dort drüben hinter der Steinnymphe? Halt — da leuchtet es ja blau neben der Rotdornhecke — ach nee, das ist ein Mädchenkleid!“ Soviel Anni auch suchte und spähte, das tütenblaue Schurzfell wollte sich nicht zeigen.

Die Großmama bekam es jetzt mit der Angst zu tun.

„Aber ich begreife nicht, Fräulein Weber, das Kind muß doch da sein. Es hat doch hier vor Ihren Augen gespielt. Wann haben Sie es denn zuletzt gesehen?“ Die alte Dame hatte bereits hochrote Waden vor Aufregung.

„Das — das ist — das ist noch gar nicht so lange her“, stotterte Anni und hatte das unangenehme Gefühl, daß sie nicht bei der Wahrheit blieb. „Er spielte mit andern Kindern ‚Väcker‘ und hatte sich dazu einen großen Backofen gebaut.“ Anni sprach hastig und erregt, jeden Augenblick hoffte sie, Erich irgendwo zu erblicken. „Ich kann ja mal die anderen Kinder fragen“ — o Gott, wie unangenehm, daß die Großmama gerade jetzt wieder kommen mußte!

Keins von den Kindern konnte Auskunft über Erich geben. Ihre Aussagen widersprachen sich sämtlich.

Die Großmama flog an allen Gliedern. „Aber wozu sind Sie denn hier, Fräulein Weber, doch einzig und allein dazu, um auf das Kind aufzupassen, zum Schmökern doch wirklich nicht!“ Die sonst so liebenswürdige alte Dame wurde in ihrer großen Sorge scharf und vorwurfsvoll.

Ehe Anni noch ein Wort zu ihrer Entschuldigung herausbringen konnte, mischte sich eine Stimme von der Bank, vor der sie gerade standen, in das Gespräch. „Der Erich hat seine Kinderhirtin überall gesucht, und weil sie nirgends zu finden war, hat er laut geweint.“ Es war das Kinderfräulein, mit der Anni am ersten Tage auf dem Spielplatz aneinander geraten war. Man sah es ihr an, welche Schadenfreude es ihr bereitete, der Kollegin, die sich so stolz überhoben hatte, eins auszuwischen, ganz besonders, wie sie das Wort „Kinderhirtin“ betonte.

„Und wo ist der Kleine dann bloß hingegangen, liebes Fräulein?“ Die Augen der Großmama hingen an den Lippen der Fremden. Die zuckte gleichmütig die Achseln.

„Keine Ahnung von 'ner Idee! Ja, wenn sich keiner um ihn kümmert —“

Anni schoß das Blut in das vor Schreck blaß gewordene Gesicht und das Wasser in die Augen.

„Fräulein Weber, hatten Sie den Spielplatz verlassen?“ Bis auf den Grund ihrer Seele schienen die alten Augen zu dringen.

„Nur ganz kurze Zeit. Ich begleitete eine ehemalige Schulkameradin ein paar Schritte.“ Anni fühlte das Herz bis in den Hals hinein pochen; sie konnte kaum sprechen, so laut pulsierte es.

„Himmlicher Vater, was kann unserm Kinde nicht alles inzwischen passiert sein. Die vielen Autos hier auf der Charlottenburger Chaussee, — Barmherziger, wenn er überfahren worden wäre! Und da denkt meine Tochter nun, sie habe eine zuverlässige, pflichttreue junge Dame bei ihrem Kinde! O Gott, wo mag unser Liebling sein?“

Das Jammern der verängstigten Großmutter tat Anni weher als ihre berechtigten Vorwürfe. Wie eine zentnerschwere Last drückte ihr die große Verantwortung, die sie auf sich geladen, das Herz ab. „Vielleicht ist er am Goldfischteich, er sieht die Fische so gern“, wagte sie ganz leise einzuwerfen.

„Am Goldfischteich?“ Dieses Wort jagte der Großmama neues Entsetzen ein. „Da ist er sicher ins Wasser hineingefallen, das Gitter ist so niedrig, und er wagt sich immer so weit vor.“ Die beiden Damen jagten den Weg, der zu dem unweit gelegenen Goldfischteich führte, entlang. Der Teich lag träumend in der Mittagshitze, von blühenden Sommerbüschen umspinnen. Goldfunken streute die Sonne über seinen Spiegel. Golden bligte es hier, bligte es da in dem stillen Wasser — das lustige Spiel

seiner flink dahinschnellenden kleinen Bewohner. Kinderjauchzen begleitete das muntere Treiben der Fische, denn der Goldfischteich war ein beliebter Aufenthaltsort für die Kinderwelt.

Kein Erich darunter — soviel auch Anni hinter den lauschigen, grünen Nischen, die sich längs des Sees entlangzogen, forschte — sooft auch die Großmama hinter jeden kleinen, blonden Jungen, selbst wenn er ganz anders aussah, hinterherlief. Keine Spur von Erich. War er überhaupt hier gewesen? Die Goldfische blieben stumm, sie verrieten nichts.

Jedenfalls schien Großmamas Furcht, daß der Kleine in das Wasser gestürzt sei, unbegründet. Eine Dame, die mit ihren Kindern den ganzen Vormittag dort gesessen, hatte von keinem Unglücksfall gehört.

„Wir müssen die Polizei benachrichtigen“, meinte die alte Dame in plötzlichem Entschluß.

„Die Polizei?“ Es wurde Anni schwarz vor den Augen. Sie sah sich bereits wegen grober Fahrlässigkeit im Gefängnis. „Am Ende ist er nach Haus gegangen, er kennt ja den Weg“, wagte sie mit gepreßter Stimme leise einzuwenden.

„Nein — wie können wir meiner Tochter vor die Augen treten, wenn unser kleiner Liebling verschwunden ist. Erst muß alles zu seiner Herbeischaffung eingeleitet sein.“ Die Großmama schritt auf den nächsten Polizisten zu und machte ihm ihre Angaben, während Anni mit niedergeschlagenen Augen ihre Schuld mitanhören mußte.

„Na, da brauchen Sie sich nicht so aufzuregen, Madammen. Hier im Tiergarten kommt so was öfters mal vor, daß eins von die kleine Gesellschaft heidi ist. Aber die haben sich noch allemal wieder angefunden. Und wenn er bis heute abend nicht da sein sollte, denn melden Sie's bei Ihrem Polizeirevier.“

Bis heute abend — das überlebte die Großmama

nicht, so lange zu warten. Sie mußte sich auf Annis Arm stützen, denn die Beine versagten ihr den Dienst. Auch Anni schleppte sich vorwärts. Jeden Entgegentommenden fragten sie, ob er nicht einem kleinen, blonden Jungen mit blauer Schürze begegnet sei. Vergebens. So kamen sie schließlich in die Straße, in der Hauptmanns wohnten.

„Zum Polizeirevier — erst muß die Polizei alarmiert werden.“ Die Großmama schritt an dem Haus vorüber. Anni war der kleine Aufschub durchaus willkommen. Lieber zur Polizei, als Erichs Mutter ohne das ihr anvertraute Kind entgegentreten.

„Omama — Omama —, Fräulein Tante Weber —.“ Wie eine Engelstimme klang es da plötzlich vom Himmel herab.

Vom Himmel? Ein Balkon war's im dritten Stockwerk, von dem der Ruf erging, und die Stimme war eine kräftige Jungenstimme. Aber den beiden unten schien sie aus überirdischen Sphären zu kommen.

„Erich — er lebt — mein Gott, ich danke dir!“ Die Tränen, die bisher krampfhaft zurückgehaltenen, brachen sich jetzt bei Anni Bahn. Die Großmama bekam keinen Ton heraus. Entfärbt stützte sie sich mühsam auf Annis Arm. Die Entspannung nach der großen Aufregung hatte ihr Herz angegriffen.

Rölnisches Wasser und Baldriantropfen brachten die alte Dame oben bald wieder zu sich. Besser aber wirkten noch Erichs Liebkosungen, die Gewißheit, daß sie ihren kleinen Liebling lebhaftig unverfehrt in den Armen hielt.

Die weinende Anni stand schuldbewußt beiseite.

„Erich ist allein nach Hause gekommen, weil er Sie auf dem Spielplatz nirgends finden konnte, Fräulein Weber.“ Auch Frau Hauptmann sah erregt aus, trotzdem sie sich Mühe gab, ruhig zu sprechen. „Ich hatte geglaubt, einer Kinderhirtin unbedingtes Vertrauen entgegenbringen zu können. Es betrübt mich sehr, daß ich mich in Ihnen ge-

täuscht habe, Fräulein Weber, denn ich habe Sie gern gemocht. Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen nach den heutigen Erfahrungen mein Kind nicht mehr anvertrauen kann. Hier ist Ihr Gehalt für die beiden Wochen, in denen Sie mit Erich spazierengegangen sind.“ Frau Hauptmann legte einige Geldscheine auf den Tisch.

Abgelohnt — entlassen! Anni biß sich auf die Lippe, daß sie blutete, um nicht laut loszuheulen. Dann aber riß sie sich zusammen. „Ach, liebe, gnädige Frau“ — flehentlich griff sie nach der Hand der Dame —, „bitte, bitte, versuchen Sie es doch noch einmal mit mir. Ich habe so schwer um Erich heute gelitten, ich werde ganz sicher nicht wieder unzuverlässig sein.“

Es war nicht leicht, diesem liebreizenden, weinenden Mädchen seine inbrünstige Bitte abzuschlagen. Frau Hauptmann Kühne wurde schwankend. Ihr Blick glitt von der Flehenden zu ihrer immer noch bleich im Sessel lehrenden Mutter und weiter zu ihrem blühenden Kinde, das mit großen, neugierigen Augen die Vorgänge beobachtete. Nein, sie durfte ihren Kleinen nicht wieder einer derartigen Gefahr aussetzen, nicht ihre Mutter einer solchen Aufregung.

„So leid es mir tut, liebes Kind, es muß bei dem bleiben, was ich gesagt habe. Das Wohl meines Kindes geht mir über alles. Lassen Sie es sich gut gehen, und denken Sie daran, daß Pflichtbewußtsein die Grundbedingung für alles ist, was wir auch tun.“ Sie reichte Anni die Hand, die das junge Mädchen stumm an die Lippen zog.

Dann nahm Anni von der Großmama und von Erich Abschied.

„Weine nicht, Fräulein Tante Weber.“ Gutherzig trocknete ihr der Kleine mit seinem Tüchlein die Augen. „Ich nehme dich mal wieder mit in den Tiergarten, wenn du auch Schneewittchen und Aschenbrödel nicht richtig erzählen kannst.“

Die Tür schlug hinter Anni zu. Ihre vierzehntägige Laufbahn als Kinderhirtin war zu Ende. Wie das erste

selbstverdiente Geld, auf das sie so stolz gewesen, ihr in der Hand brannte. O Gott — was würde man zu Hause nur zu ihrer schmachvollen Niederlage sagen!

Daheim bei der Mutter gab es eine tränenreiche Beichte.

„Ich brauche dir keinen Vorwurf mehr zu machen, Anni, du bist genug bestraft. Vielleicht ist dir die Lehre, die du heute erhalten hast, heilsam für dein ganzes Leben. Dann ist sie mit deinen Tränen nicht zu teuer erkaufte“, sagte die Mutter. „Gib mir den Beweis, daß es dir mit deiner Reue ernst ist, dann soll die Angelegenheit für uns erledigt sein. Zeige dich im Haushalt und bei Kurtchen künftig zuverlässig.“

„Vertraust du mir — vertraust du mir Kurtchen denn noch an?“

Ja, eine Mutter vertraut ihrem Kinde. Annis ge-
nicktes Selbstbewußtsein rankte sich daran wieder empor. Muttis Vertrauen, das ihr so wohl tat, wollte sie ganz gewiß nicht enttäuschen.

Diesmal blieb es Anni ernst mit ihrer Bornahme. Sie wurde in den Monaten, bis sie die Kunstgewerbeschule besuchte, Muttis rechte Hand im Haushalt. Zuverlässig und pünktlich tat sie ihre Pflicht. Aber ihre mißglückte Laufbahn als Kinderhirtin fiel bei Landgerichtsrats kein Wort mehr. Nur Kurtchen, der jetzt, wo Anni täglich für ihn zum Spazierengehen Zeit hatte, ordentlich aufblühte, nannte sie zärtlich manchmal „Meine beliebte goldene Tinnerhirtin“. Er hatte das Wort nicht vergessen.

Nach Jahren, als Anni längst ihren Beruf ausübte und wegen ihrer Pünktlichkeit und Pflichttreue allgemeine Achtung genoß, meinte sie manchmal lächelnd: „Es war doch ganz gut, daß ich vierzehn Tage lang mal Kinderhirtin gewesen bin.“

Der Hertasee.

Das Meer brandete. Weißer Wellengischt spritzte gegen das Schiff, das erholungsbedürftige Ferienreisende nach der Insel Rügen führte. Mit dem Fernglas bewaffnet, standen sie an Bord, schauten zurück zu den weißen, immer mehr entschwindenden Strandvillen des Seebades Binz und dann wieder vorwärts dem sich nähernden Saknis entgegen. Manche der Seefahrer, meist dem weiblichen Geschlecht angehörend, lehnten wohl auch mit grünlich fahler Gesichtsfarbe auf ihren Plätzen, bohrten krampfhaft lächelnd mit starren Blicken ein Loch in den Himmel und hatten nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich wieder festes Land unter den Füßen zu fühlen. Das waren die armen Opfer der Seekrankheit.

Ganz vorn an der äußersten Spitze des Schiffes stand ein Geschwisterpaar. Die kurzen Böpfe des etwa zwölfjährigen Mädels hatte der Sturm mit eisigen Fingern gelöst; lustig flatterte das braune Gelock ihr um Stirn und Schultern. Die rote Haarschleife, die das Kraushaar zusammengehalten hatte, segelte im Meer auf einem blaushwarzen Wellenberg, — schischischsch — ein sprudelnder Gischt, nun war sie untergetaucht, den Blicken der ihnen nachspähenden Geschwister für immer verschwunden.

„Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Die Schleife sah keiner wieder“,

zitierte das Mädchen lachend das kürzlich in der Schule gelernte Schillersche Gedicht „Der Taucher“.

„Aber Herta, wie kannst du nur lachen, wenn du die schöne, neue Haarschleife verloren hast? Mutti hat ausdrücklich noch gesagt, du sollst dich damit versehen, die Haarbänder wären jetzt sehr teuer.“ Der um drei Jahre jüngere Bruder blickte vorwurfsvoll auf die übermütige Schwester.

Aber die hatte bereits ihr Taschentuch herausgezogen, die vier Ecken eingeknotet und die Zipfelmütze über das entfesselte Haar gestreift.

„So — nun ist die Löwenmähne gebändigt. Ich trage in den fünf Wochen, die wir auf Rügen zubringen, überhaupt keine Haarschleife mehr. Der Seewind scheint sie nicht leiden zu können, und mit dem will ich gut Freund bleiben. Ach, ist der Sturm fein, Wolfgang!“ Hertas dunkle Augen strahlten. Die sonst etwas blassen Stadtwangen hatte die scharfe Luft bereits rosig überhaucht. „Ganz salzig sind meine Lippen schon.“ Das rote Zünglein leckte flink um den Mund herum.

„Ich finde den ollen Wind gräßlich.“ Wolfgang wickelte sich erschauernd fester in seinen Lodenmantel. Unter der Kapuze, die er bis an die Nase über den Kopf gezogen, sah ein grünlich fahles Jungengesicht heraus. Die Zähne schlugen ihm vor Kälte aufeinander. Er kämpfte augenscheinlich, so gut es ging, gegen die tödliche Seekrankheit an, die ihn bereits am Schlafittchen hatte. „Wir wollen hier nicht auf dem zugigen Platz stehen, komm doch in die Kajüte, Herta.“

„Nein, Wolfgang, du sollst dich abhärten. Deshalb reisen wir ja nach Stubbenkammer, weil das am weitesten draußen am Meere liegt. Vater hat gesagt, du wärst 'ne Wasser-suppe ohne Kraft und Saft.“ Herta mußte ihre Stimme ziemlich anstrengen, um sich verständlich zu machen. Sturmesbrausen und Meeresrauschen übertönten sie.

Aber der gerade nach seinen beiden Sprößlingen ausschauende Vater hatte ihre Worte doch vernommen.

„Man darf nichts übertreiben, Herta. Wolfgang muß sich erst an das Seeklima gewöhnen, um dadurch zu erstarren und kräftiger zu werden. Na, mein Junge, dir ist wohl kreuzjämmerlich zumute?“ Halb belustigt, halb mitteilidig blickte Herr Weiß auf seinen Sohn, dem die laute, schonungslose Kritik der Schwester Tränen in die Augen getrieben hatte. Oder war nur die beißende Schärfe des Seewindes schuld daran?

„Mir ist sehr gut, nur — nur ein bißchen kalt.“ Mit bläulichen Lippen brachte Wolfgang es hervor. Er wollte nicht hinter der kräftigeren Schwester zurückstehen. Er schämte sich, daß er seekrank geworden war, während sie lachend den Elementen Trotz bot. Dabei sah er den vor ihm stehenden Vater ähnlich den Wellen auf und nieder schaukeln; alles schwankte, alles wogte vor seinen Blicken.

„Kinder — Herta — Wolfgang — wir wollen in die Kajüte gehen, hier oben holt ihr euch eine Erkältung.“ Mutter kam — Gott sei Dank! — nun würde alles wieder gut werden.

Frau Weiß, selbst ein wenig bleich von der ungewohnten Seefahrt, hatte die Sorge um ihre Küken von dem geschützten Platz getrieben. Sie sah ihren Jungen erschreckt in das entfärbte Gesicht. „Kind, wie siehst du aus, komm flink nach unten und lege dich ein wenig hin.“

„Das ist das Verkehrteste, was Sie tun können, gnädige Frau“, mischte sich ein unweit stehender Herr in die Unterhaltung. „Ich bin ein alter Seebär, der seine Ferien meist am Meer zubringt. In solchen Fällen hilft nur frische Luft und ein Schluck Rognak. Gestatten Sie, daß ich den Arzt spiele.“ Der Herr zog ein Feldfläschchen aus der Tasche, entkorkte es und hielt es dem Jungen an die blutleeren Lippen. „So, nun nimm mal einen kräftigen Schluck, mein Junge.“

Gehorsam schluckte Wolfgang das feurige Maß — au, das brannte.

Aber bald durchrieselte eine wohlthuende Wärme seine erstarrten Adern. Das Blut kehrte in das Gesicht zurück.

Das Wogen vor den Augen ließ nach. Während der Vater dem liebenswürdigen Helfer seinen Dank aussprach, schlang die Mutter schützend das eigene Tuch um ihren Jungen. „Kommt wenigstens nach hinten unter das Verdeck, Kinder, da ist es geschützter. Hier vorn sprüht es ja, als ob man unter einer Dusche steht.“ Frau Weiß zog Wolfgang zu dem entgegengesetzten Ende des Schiffes.

„Ich bleibe hier bei Vater, da sehe ich Stubbenkammer zu allererst“, rief Herta hinter ihnen her.

„Das kleine Fräulein hat Mut, das lob' ich mir“, meinte der fremde Herr anerkennend. Stolz blickte Herta um sich, ob nicht noch andere Leute das Lob vernommen hätten.

„Ja, an unserer Herta ist ein Junge verlorengegangen. Da muß sich unser Herrgott wohl geirrt haben, wie er aus dem Wildfang ein Mädel geschaffen hat. Ich wollte, mein Sohn wäre halb so widerstandsfähig. Der Junge hat so oft Fieberanfälle“, ließ sich Herr Weiß mit dem Herrn in ein Gespräch ein.

„Nun — nun — er wird sich an der See abhärten und kräftigen. Sonne und Seewind sind ja das beste Heilmittel für schwächliche Kinder.“

„Sakniß — der Leuchtturm — ich kann den Leuchtturm schon erkennen, dessen Blinkfeuer wir gestern abend beobachtet haben“, schrie Herta aufgeregt dazwischen. Sie lehnte sich weit über das Geländer und — hui — da flog die Taschentuchmütze über Bord und segelte hinter der verlorenen Haarschleife her.

„Wildfang, sei nicht so ungestüm.“ Der Vater strich seinem hübschen Töchterchen die wirren Locken aus der Stirn. „Sollen sich die Meerjungfrauen mit deinem Tüchlein die Nase putzen?“

Herta lachte hellauf über den Scherz. Vater und sie, sie beide verstanden sich doch stets am besten. Mutter

wäre sicher ungehalten über den Verlust des Tuches gewesen. Sie hatte überhaupt sehr oft an dem wilden Ding etwas auszusetzen. Unmädchenhaft fand sie die quetschilberige, lebhafteste Art Hertas. Na ja, weil der Wolfgang eben so sanft und artig war, so ein rechtes Mutterkönnchen. Aber trotz ihrer Verschiedenheit liebten sich die Geschwister innig. Wolfgang blickte voll Bewunderung — Reid fand in dem Herzen des guten Jungen keinen Raum — auf die ihm in jeder Beziehung überlegene Schwester. Und Herta wurde durch die brave Art des jungen Bruders von manchem dummen Streich zurückgehalten.

Das Schiff hatte sich inzwischen der weit ins Meer hinausgebauten Saknißer Steinmole genähert. Terrassenförmig stiegen am Ufer die Häuser und Straßen übereinander, in Buchenwald grün gebettet. Ein großer Schwedendampfer lag abfahrtsbereit. Kriegsschiffe, zertrümmert und leer, und Fischerboote in langen Reihen. Auf der Strandpromenade wogte es beim Nachmittagskonzert hin und her. Reisende verließen das Schiff an der Landungsbrücke; neue kamen dafür. Tücher und Hüte wehten zum Abschied. Hertas muntere Augen wußten nicht, wo sie zuerst hinblicken sollten. Ordentlich leid tat es ihr, als die Sirene ihre heulende Stimme ertönen ließ, die Schiffsbrücke eingezogen ward und die Saknißer Logierhäuser wieder kleiner und kleiner wurden. Das Schiff, das in der Nähe des Festlandes nur sanft auf und nieder geschaukelt, wurde wieder wie ein Fangball von einer Welle zur andern geschleudert.

„Jetzt kommt die schönste Strecke unserer Seefahrt, zwischen Sakniß und Stubbenkammer“, erklärte der Vater seinem Töchterchen. „Sieh, hier fangen die weißen, jäh ins Meer stürzenden Kreidefelsen, welche die Ufer besäumen, bereits an. Darüber der lichtgrüne Buchenwald — Rügen ist doch einzig in seiner nordischen Lieblichkeit.“

„Für mich ist der märchenhafteste Ort in dieser Gegend der Hertasee. Ein verborgenes Kleinod, von uralten Eichen- und Buchenriesen bewacht. Mag sein, daß ich als Geschichtsforscher noch besonderes Interesse für diese Gegend habe. Mir scheint's immer, als ob die alten germanischen Riesen, mit Schild und Speer bewaffnet, aus dem Schatten des Waldes treten müßten. Als ob der heilige Hain rings um den See sich mit Scharen von Priestern beleben müßte, die ihrer Göttin Herta, der Frühlingsgöttin, ihre Opfer darbringen. Allenthalben trifft man hier noch auf Opfersteine und umgestürzte Altäre; auch die heilige Blutbuche wird noch gezeigt. Versäumen Sie nicht, die Hertaburg aufzusuchen. Die meisten Fremden gehen achtlos an den mit Binsen bewachsenen, hohen Wällen vorüber. Aber es lohnt sich, mal da ein bißchen herumzustöbern.“

„Nun, wir werden ja in den fünf Wochen, die wir auf Stubbenkammer zubringen gedenken, genug Zeit und Gelegenheit haben, all diese Orte der nordischen Sage kennenzulernen“, meinte der Vater.

„Und das kleine Fräulein wird am Ende die Bekanntschaft der Göttin Herta persönlich machen, wenn sie auf ihrem von geweihten Röhren gezogenen Rosentwagen in silberner Vollmondnacht zum See hinunterfährt, um zu baden. Du bist ja ihre Namensschwester.“ Professor Holle, der Geschichtsforscher, zwinkerte lustig mit dem linken Auge.

„Jawoll, das glaub' ich nicht. Das ist ja bloß eine Sage. In unserem Lesebuch steht sie“, rief Herta lebhaft.

Die immer großartiger sich gestaltende Schönheit der höher und höher werdenden Klippen, die fast senkrecht in die Meerestiefe abfielen, zog Hertas Gedanken von der altgermanischen Göttin ab. Die Eltern hatten schon früh den Sinn für die Natur in den Kindern gewedt. Herta war von allem, was sie sah, schnell und lebhaft begeistert,

während Wolfgang, nicht minder aufnahmefähig als sie, still für sich das Schöne genoß. Heute aber hatte der arme Junge gar nichts von der herrlichen Seefahrt. Nur der eine Wunsch beherrschte ihn: „Wären wir doch bloß erst wieder an Land.“

Alles nimmt schließlich mal ein Ende, auch eine Seefahrt, wenn einem dabei auch noch so erbärmlich zumute ist. Als das Schiff in Stubbenkammer anlegte, mußte Wolfgang von den Eltern über die Landungsbrücke ans Land geführt werden. Das arme Kerlchen war nicht mehr imstande, allein zu gehen. Herta dagegen sprang wie ein junges Füllen dahin und belustigte sich köstlich über die Leute, die auf dem Festlande immer noch schwankten, als ob sie betrunken wären.

„Das kommt durch das Beharrungsgeßetz, Herta. Davon hast du doch gewiß schon etwas in der Physikstunde gehört“, erklärte ihr der Vater. „Der Körper ist durch das stundenlange Schaukeln des Schiffes an diese schwankenden Bewegungen gewöhnt und kann sich erst allmählich wieder davon frei machen.“

Jetzt galt es zu klettern. Hunderte von Stufen führten vom Strand hinauf zu dem auf einer Klippe gelegenen Gasthaus, in dem die Familie Weiß Wohnung bestellt hatte. Wie eine Schar Ameisen kribbelten die Reisenden den schmalen Stufenweg durcheinander. Barfüßige Fischerjungen, sonnengebräunt und flachsköpfig, drängten sich an sie heran.

„Kennen Sie die Sage vom Hertasee? Soll ich Ihnen die Sage vom Hertasee mal vertellen?“ so überschrien sie sich gegenseitig. Und dann ging's los, untermischt mit dem schönsten pommerschen Plattdeutsch, von dem man nur die Hälfte verstand.

Herta aber verstand genug. Nämlich, daß die Sklaven, welche die Göttin zum See geleiteten, in der Tiefe des Wassers ertränkt wurden; daß jedes menschliche Wesen,

welches die Göttin mit eigenen Augen geschaut hatte, sterben mußte. Gut, daß sie in einem andern Zeitalter lebte, daß man der Göttin Herta, die hier einhergewandelt war, nicht mehr begegnen konnte. Sie glaubte ja natürlich nicht daran — Quatsch! — aber etwas unheimlich war es doch immerhin.

„Drum feiern wir noch hützutag hier das Hertafest“, schlossen die Fischerjungen ihre heruntergeleierte Litanei und streckten den Fremden die braunen Hände entgegen, um als Belohnung für ihren Vortrag ein Geldstück in Empfang zu nehmen.

Auch Hertas Vater zog den Beutel. „Wann feiert ihr denn das Hertafest?“ fragte er die Jungen.

„In’n Sommer, wenn die meisten Fremden do sind, süß lohnt sich das nicht“, rief einer der ledsten.

„Ja, läßt sich denn das die Göttin Herta gefallen? Sie ist doch die Frühlingsgöttin, die Schöpferin alles neuen Seins und Werdens in der Natur. Da könnt ihr doch ihr Namensfest nicht in den Hochsommer verlegen?“ scherzte Herr Weiß.

Die Jungen machten blöde Gesichter und stießen sich heimlich lachend an.

Professor Holle aber, der Herrn Weiß’ Worte gehört hatte, wandte sich zurück. „Es ist eine hübsche Sitte, daß sich das Hertafest auf diesem Küstenstrich bis heute erhalten hat. Der heilige Hain, in dem einst die Priester der Göttin ihres Amtes gewaltet, ist jetzt an ihrem Feste von fröhlichen Kinderstimmen durchklungen. Aus dem Hertafest ist ein Kinderfest geworden. Und das ist ja auch das richtige. Die Kinder sind ja die Verkörperung eines neuen Seins.“ Lächelnd klopfte er der gespannt zuhörenden Herta die erhitzte Wange.

Die hatte von den Worten des Herrn Professors nur begriffen, daß man hierzulande ein Kinderfest zu feiern pflegte, und das ließ das Interesse für die Göttin Herta

in den Hintergrund treten. Ob sie dazu wohl ihr neues rosa Muffkleid anziehen durfte?

Die Klippenfragelei war für ältere Beine ziemlich anstrengend. Aber die Ruhebänke, die an den Wegbiegungen aufgestellt waren, eröffneten zauberhafte Ausblicke auf das unendliche, weite Meer, über das weiße Segelboote wie Riesenschwäne zogen.

Die Jugend hatte allerdings mehr Sinn für die Verkaufsbuden mit Ansichtskarten, photographischen Aufnahmen und allerlei Muschel- und Bernsteinzeug, das dort feilgeboten wurde. Wolfgang hatte sich immer noch in Mutters Arm eingehängt und genoß jetzt, wo ihm allmählich besser zumute wurde, still mit den Großen das erhabene Schauspiel. Herta dagegen schloß sogleich Freundschaft mit den Fischerjungen.

„Wohnt ihr hier?“

„Woll.“ Sie grinsten.

„Dann können wir fein zusammen spielen. Wir bleiben fünf Wochen da.“

„Wir möten arbeiten“, meinte der ledste, der stets für alle das Wort führte.

„Was müßt denn ihr schon arbeiten?“ verwunderte sich Herta.

„Neße möten wi fliden, Bernstein und Muschel söten gahn und oof de Fisch ton Rökern hendragen.“

„Wie heißt ihr denn?“

„Klaas, Peter, Jörn, Krischan, Röring“, so riefen sie durcheinander.

„Und ich heiße Herta.“

Die Fischerjungen starrten das fremde Mädchen ehrfurchtsvoll an, als ob sie leibhaftig die Göttin Herta sei, von der sie den Fremden zu erzählen pflegten.

Als man endlich oben an dem in herrlichem Buchenwalde gelegenen Gasthaus gelangt war, hatte Herta bereits eine Zusammenkunft mit Klaas und Jörn für den

kommenden Morgen verabredet. Sie wollte ihnen beim Regelsiden helfen, trotzdem Klaas ein wenig verächtlich meinte: „Stadtdirns sind tau dämlich dortau.“

Die meisten der Reisegenossen hatten Stubbenkammer, die Perle der Rügenschcn Seebäder, nur als Ausflugsort erkoren. Sie nahmen in dem schattigen Wirtsgarten einen Imbiß, genossen mit Schinkenbrot und Bier zugleich den wunderbaren Blick und besuchten dann den Hertasee.

Trotzdem war das Haus von Pensionsgästen sowohl wie von Touristen gefüllt. Die Zimmer, die der Familie Weiß angewiesen wurden, hatten einen Balkon nach dem Meer hinaus und einen in den prachtvollen Laubwald gehend. Mutter und Herta bezogen das nach der See gelegene Zimmer, während der Vater und Wolfgang sich in dem Waldzimmer einrichteten, denn Wolfgang mochte vorläufig nichts mehr von Wellen und Schiffen sehen.

Bis zur Mittagszeit war man mit dem Auspacken der Koffer und dem Einräumen seiner Siebensachen fertig. Herta ging der Mutter geschäftig zur Hand. Sie war umsichtig und schnell für ihre zwölf Jahre, wenn die Mutter sie auch manchmal einen kleinen Windhund nannte. Denn der Eifer, alles in der neuen Behausung und dem fremden Ferienaufenthaltssort möglichst schnell kennenzulernen, war noch größer als der Wunsch, der Mutter zu helfen. Da kam es ihr in der Eile denn nicht darauf an, die schön geplätteten Stidereien an der Wäsche beim Einräumen in den Schrank zu zerdrücken oder gar die Stiefel neben den Blusen zu verwahren.

„Wohin?“ fragte der Vater, als Herta, sobald das letzte Stück eingeräumt war, spornstreichs das Zimmer verlassen wollte.

„Ich will auf Entdeckungsreisen ausgehen und mich mal erst ein bißchen hier überall umsehen.“ Sie wollte zur Tür hinaus.

„Ohne mich?“ Wolfgang, den die Mutter vorsorglich bis zur Mittagstafel auf ein Sofa gebettet hatte, fragte es betrübt.

Einen Augenblick schwankte Herta. Dann hatte sie sich überwunden. „Na schön, Wolfgang, ich warte damit bis nach Tisch auf dich.“ Das dankbare Aufleuchten der blauen Jungenaugen folgte Herta auf den Balkon hinaus, wo sie die Schiffe drunten auf dem Meer zählte. Es machte sie froh, trotzdem sie enttäuscht war, nicht gleich ihre Neugier befriedigen zu können.

Viel Zeit war sowieso nicht mehr. Bald läutete die Glode zum Mittagessen. Zum erstenmal in ihrem Leben sollten Herta und Wolfgang an der gemeinsamen Gaststafel teilnehmen. Wolfgang war ein bißchen bange, ob er sich auch richtig dabei benehmen und sich nicht allzu ungeschickt beim Auflegen der Speisen anstellen würde. Herta dagegen war eitel Freude und Glückseligkeit. Diese wurde etwas herabgestimmt, als sie sah, daß an einzelnen Familientischen gespeist wurde. Mutter bekam die Suppenterrine zum Aufteilen. Das war ja genau so wie zu Hause. Sie war doch so stolz darauf gewesen, sich selbst nehmen zu dürfen.

Fast an jedem Tisch gab es Kinder, Jungen und Mädchen in dem verschiedensten Alter. Bereits nach einer Stunde kannte Herta sie alle. Die blonden Zwillinge aus Lüneburg, die etwas älter waren als sie, die wilden Berliner Jungen, Fritz und Richard, das süße Kleine aus Stettin und den Helmut und die Minnie aus Hannover, die so ulkig das St sprachen. Untergeärmelt zog sie sogleich mit ihnen auf Entdeckungsreisen los und nahm sogar den schüchternen Bruder, der sich nicht so schnell anschloß, mit ins Schlepptau.

Die Gebäude, die zur Wirtschaft gehörten, waren bald besichtigt und mit Kaninchen, Ziegen und dem großen Hofhund war Freundschaft geschlossen.

„Wo wollen wir jetzt hin?“ fragte einer der Zwillinge.

„Wir steigen die Stufen hinab an die See und bauen uns eine Strandburg“, schlug Helmut vor.

„Nein, wir wollen paddeln“, rief ein anderes der Kinder.

Strandburg und paddeln — beides war neu für die Weißschen Kinder, die noch niemals am Meer gewesen waren. Trotzdem meinte Herta: „Ach nee, ich möchte am liebsten den Hertasee kennenlernen.“

„Den Hertasee — was willst du denn da bloß?“ verwunderten sich die andern Kinder.

„Ich heiße Herta wie die Germanengöttin, die einst an dieser Stelle verehrt wurde. Folglich habe ich auch die Verpflichtung, zuerst ihren See aufzusuchen“, erklärte Herta großartig.

„Ach, geht doch nicht an den Hertasee“, — „da graule ich mich jedesmal, wenn wir vorbeikommen“, — „ich auch“, — „mir ist er auch unheimlich“, — „und an den Opfersteinen und bei der Blutbuche spukt es nachts.“ Die Kinder umringten die Weißschen Geschwister lebhaft.

„Was — ihr wollt Jungs sein und seid so feige?“ wandte sich Herta entrüstet an die Berliner Jungen. „Na, ich werde euch beweisen, daß nicht alle Berliner solche Banghasen sind wie ihr. Wir sind nämlich auch aus Berlin. Nun gehe ich gerade zum Hertasee.“

„Na, dann grüße die Herta von uns, falls du ihr begegnest“, — „und laß dich nur nicht im See ertränken.“ — Lachend trennte man sich.

„Du, Herta“, — Wolfgang zupfte die Schwester ein wenig unbehaglich am Kleiderärmel — „wir wollen doch lieber mit dem Hertasee warten, bis Vater und Mutter mitgehen.“ Die Sache war ihm nicht recht geheuer.

„Bist du auch so ein Feigling?“ Herta sah geringschätzig auf den Bruder herab. „Ich habe keinen sehnlicheren

Wunsch, als der Göttin Herta bei ihrer nächtlichen Wanderung zum See zu begegnen“, lachte sie.

„Jawoll, wer's glaubt. Wenn sie wirklich käme, würdest du sicherlich auch auskneifen“, verteidigte sich Wolfgang.

„Ich? Na, da kennst du mich schlecht. Ich würde mich ihr als Namensschwester vorstellen und — und wenn du nicht mitgehen willst, dann laß es bleiben, Wolfgang. Dann gehe ich eben allein.“

Aber das brachte der gute Junge doch nicht über sich, die Schwester allein in irgendeine unbekannte Gefahr sich begeben zu lassen. Zögernd folgte er ihr.

Der Weg zum Hertasee war breit, sonnig und viel begangen. Er hatte durchaus nichts Gruseliges. Die Vögel sangen in den uralten Eichen- und Buchenkronen ihre süßen Lieder, so daß selbst Wolfgangs Herz wieder frei zu schlagen begann.

„Das ist die Blutbuche, die der Göttin Herta geweiht gewesen“, hörten die Kinder andere Spaziergänger sagen.

Neugierig musterten sie den prachtvollen Baum, der freistehend sein vielverzweigtes Dach über eine kleine Lichtung breitete. Die Blutbuche hatte nichts Spukhaftes, wenigstens bei hellem Sonnenlicht ganz und gar nicht.

Durch die Bäume schimmerte es silbern — da lag er, der Hertasee, kreisrund, von einer grünen Waldmauer umschlossen. Still und geheimnisvoll dehnte er sich zu ihren Füßen. Silberweiden umspinnen ihn, und Wasserrosen blühten auf seinem stillen Spiegel.

Unwillkürlich griff Wolfgang nach Hertas Arm. Die schritt mutig vorwärts, sie verstand gar nicht, was hier Unheimliches sein sollte.

An der Bootstelle traf sie auf Bekannte. Klaas und Krißchan, welche die Fremden zur ehemaligen Hertaburg hinüberzurudern pflegten.

„Soll ich euch die Sage vom Hertasee mal vertellen?“

Die ausgelassene Herta ahmte in Ton und in der Sprechweise den Fischerjungen getreulich nach.

„Dirn, die Herta lat sich nich spotten, süh di vor, dat sei di nich in'n See runner treden deiht“, warnte Krißchan.

„Jungs, was seid ihr dumm, daß ihr das Zeug glaubt. Das ist doch bloß eine alte Sage, in der Schule haben wir sie gelernt. Das ist ebensowenig wahr wie alle andern Märchen.“

„Jo, du mößt jo dat woll better weiten, wo du gar nich von hier büßt“, begehrte Klaas auf. „Aber wat min Grotmoder is, de hat se seihn, un' Göttin Herta, mit ihre eigenen Dogen. In de Vollmondnacht, in de Hertanacht, do geiht min Grotmoder Kräuter suchen in'n Wald, weil se denn besonders gaud helpen daun. Dor is sei ehr begegnet.“ Die laute Jungenstimme dämpfte sich zu scheuem Geflüster.

„Ach, ihr könnt mir viel erzählen, aber ich bin nicht so dumm, es zu glauben.“ Herta schüttelte den eigentümlich bangen Druck, der sie hier am See bei den Worten des Jungen beschlichen hatte, schnell wieder ab.

„Na, denn kumm man mit nach min Grotmodern, denn ward sei di dat süßwer vertellen“, ereiferte sich Klaas.

„Wir müssen nach Haus, Herta. Mutter und Vater werden schon mit dem Kaffee auf uns warten.“ Wolfgang hatte reichlich genug von der Gruselgeschichte. Der See, der doch so märchenhaft still, so licht und harmlos im Walddesgrün träumte, schien ihm unheimlich düster und gefährlich.

Auch Herta erinnerte sich erschreckt, daß sie die Freistunde, während welcher die Eltern Nachmittagsruhe hielten, schon allzu lange ausgedehnt hatten. „Heute geht es nicht mehr, Klaas, aber morgen, da besuche ich euch bestimmt“, versprach sie. „Wo wohnt ihr denn?“

„Frag' man blot nach Wurzelstining — dat is min Grotmoder, bei de id wohnen dau — de kennt ein jeder hier“, rief Klaas hinter ihr drein.

Die Eltern warteten schon, um mit den Kindern einen Spaziergang zu unternehmen.

„Na, ihr Bagabunden, verwildert ihr gleich am ersten Ferientag? Das kann ja gut werden“, empfing sie der Vater scherzend.

„Wie unvernünftig von dir, Herta, mit Wolfgang, der am Vormittag so elend gewesen ist, so lange herumzustrolchen“, meinte die Mutter ein wenig vorwurfsvoll.

„Ganz erhißt seid ihr.“

„Wo wollen wir denn hingehen?“ Herta fand es für geraten, ein anderes Gespräch anzuschneiden.

„Natürlich nach dem See, der deinen Namen trägt, Herta. Das ist hier der erste Weg für jeden Fremden, der Stubbenkammer besucht.“

„Da kommen wir gerade her“, lachte das Töchterchen ausgelassen. „Ich habe meinem See bereits einen Besuch abgestattet.“

„So könnt ihr ja die Führung übernehmen, wenn ihr schon Bescheid wißt, aber erst wird die Milch ausgetrunken.“

„Ach, nicht an den Hertasee, bloß nicht wieder an den Hertasee — wir wollen doch woanders hingehen, ja, Mutttchen?“ wandte sich Wolfgang flehentlich an die Mutter.

„Aber was fällt dir ein, Junge? Der See soll der schönste Teil dieser Gegend sein, da werden wir noch sehr oft hinkommen“, bedeutete ihm der Vater.

Herta aber lachte belustigt auf. „Der große Junge hat Angst, der Wolfgang grault sich, das ist ja zum Piepen“, zog sie ihn auf.

„Ach Unsinn, ich habe gar keine Angst, bloß —.“

„Bloß ich graule mich“, vervollständigte die Schwester übermütig den Satz.

„Aber Wolfgang, wovor fürchtest du dich denn?“ Die Mutter faßte besorgt nach der Stirn ihres Jungen, ob er auch nicht im Fieber spräche.

„Nee, ich bin nicht krank“, beruhigte sie Wolfgang. „Aber am Hertasee, da ist's nicht geheuer. Die Göttin Herta soll da noch immer durch ihren heiligen Hain fahren und in der Vollmondnacht im See baden. Die Fischerjungen haben es gesagt, und die müssen es doch wissen, wo sie hier zu Hause sind.“ Wie aus einem Munde lachten Vater und Mutter.

„Kinder, was seid ihr noch dumm, daß ihr euch solche Märchen aufbinden laßt. Das ist doch bloß eine alte Sage.“

„Hab' ich ja auch gesagt — kein Wort habe ich dem Klaas geglaubt, daß seine Großmutter die Göttin Herta selbst gesehen hat“, rief Herta, in das Lachen der Eltern einstimmend. „Und überhaupt, dann hätte sie doch gleich sterben müssen, und sie lebt doch immer noch. Und morgen besuche ich den Klaas, und da werde ich der Großmutter sagen, daß sie den Leuten nicht so was weismachen soll.“

„Das wäre recht naseweis von dir, einer alten Frau gegenüber, Herta. Du wirst wohl auch morgen schwerlich zu dem Besuch kommen. Wir wollen an den Strand hinunter und baden.“

„Au ja — au famos!“ Herta konnte es gar nicht erwarten, in den Wellen herumzu trampeln. Wolfgang sah dem ersten Bade mit geteilten Gefühlen entgegen. Er war nun mal kein Held.

Auch heute war er heilfroh, daß die Eltern sich entschlossen hatten, statt den Hertasee aufzusuchen, einen Dünenspaziergang zu unternehmen. Die Opfersteine, auf die Herr Weiß seine Kinder unterwegs aufmerksam machte, an denen man noch die Steinrinne, aus der das Blut des Opfertieres einst in grauen Vortagen geflossen war, erkennen konnte, waren ja auch ein wenig aufregend, aber doch nicht so bedrückend geheimnisvoll wie der Hertasee.

Weder am nächsten noch in den darauffolgenden Tagen kam Herta dazu, ihr Versprechen, Klaas zu besuchen, aus-

zuführen. Ihre Zeit war von morgens bis abends vollauf ausgefüllt. Da war zuerst das Bad, das bei dem hohen Wellengange so herrlich war und an dem auch Wolfgang allmählich Freude fand. War das ein Kreischen, Lachen und Quieken, ein Spritzen, Tauchen und Hopsen in den weißen Schaumwellen, denn die ganze Kinderschar aus dem Gasthause badete zu gleicher Zeit. Dann kam das Sonnenbad am Strande heran, das den Körper so wohligh erwärmte. Da wurde gepaddelt, wurden Muscheln und Bernstein gesucht, im Schweiß des Angesichts Burgen mit hohen Sandwällen gegraben. Herta blühte wie ein Röslein auf, und auch Wolfgangs bleiche Wangen bräunten sich und bekamen Farbe. Am Nachmittag unternahm man gemeinsame Ausflüge zu Schiff, mit dem Wagen oder auf Schusters Rappen. Es waren herrliche Ferientage, welche die Kinder auf der Insel Rügen verbrachten.

Sobald Herta die Fischerjungen traf, hatte sie ein schlechtes Gewissen, daß sie ihr Versprechen, Klaas zu besuchen, noch immer nicht wahr gemacht hatte. Die hellblauen Augen des Jungen sahen sie immer so erwartungsvoll an, daß sie stets, ohne daß er sie fragte, versicherte: „Morgen komm ich aber ganz bestimmt zu euch.“

Aber morgen war dann wieder so viel anderes, daß Herta es von einem Tag zum anderen aufschob. Und jetzt hatte sie überhaupt an ganz anderes zu denken als an den Besuch in der Fischerhütte. Das Hertafest sollte in den nächsten Tagen stattfinden, das Kinderfest, von dem schon soviel erzählt worden war. Die Kinder durften dazu Girlanden winden, große Sträuße pflücken zum Schmücken der Tafeln. Im Walde sollten die kleinen Gäste mit Schokolade und Kuchen bewirtet werden, dann würde auf einer Waldwiese gespielt und getanzt werden, eine Kapelle machte die Musik dazu. Und abends würde man dann mit brennenden Stocklaternen, Lieder singend, heimmarschie-

ren, so erzählten die Kinder, die schon öfters die Sommerferien hier zugebracht hatten, den anderen, die nicht genug davon hören konnten.

„Mein Fest“, nannte es Herta. „Es trägt meinen Namen, folglich ist es mir zu Ehren; ich bin die Hauptperson und die Königin des Festes.“

„Du, sag' das nicht so laut, sonst straft dich die Göttin Herta dafür“, warnte eines der kleineren Mädchen ein wenig ängstlich.

„Unser Stubenmädchen sagt, in der Nacht vor dem Hertafest beim ersten Strahl des Vollmondes geht die Göttin Herta wieder um. Wer sich an den See wagt, kann sie sehen. Aber das traut sich keiner, weil er dann sterben muß“, erzählte Minnie geheimnisvoll.

„Ich traue mich. Ich habe nicht die Spur Angst. Schämt ihr euch denn nicht, so'n Zeug zu glauben“, spielte sich Herta auf.

„Ja, du — du wirst es gerade wagen, nachts an den Hertasee zu gehen“, lachten die Kinder sie aus.

„Was, ihr traut mir das nicht zu? Da werde ich es euch beweisen, daß ich nicht solch Angstmeier bin wie ihr. Ich gehe morgen, wenn der Vollmond aufgeht, bestimmt an den Hertasee. Dann werde ich euch aber auslachen.“ Obwohl es Herta zuerst gar nicht so ernst mit ihrer Absicht gewesen war, denn der Hertasee nachts beim Mondenschein war bei aller Redheit selbst für sie nicht allzu verlockend, gab es jetzt kein Zurück mehr, wenn sie sich nicht unsterblich blamieren wollte.

„Wir glauben dir nur, daß du am Hertasee gewesen bist, wenn du uns zum Zeichen eine Wasserrose mitbringst. Sie blühen ja dicht am Ufer, du kannst sie leicht pflücken“, meinte einer der großen Jungen verschmüht.

„Na, wenn du morgen abend an den Hertasee gehst, will ich Mops heißen“, zog sie einer der Zwillinge auf.

„Dann werden wir dich am Hertafest wohl nur ‚Mops‘

nennen, Trude.“ Herta war fest entschlossen, den Weg zu wagen.

Wolfgang hatte die Erörterungen mit schreckensgroßen Augen verfolgt. Um's Himmels willen, wie konnte sich die Herta nur in eine solche Gefahr begeben. Er durfte sie nicht zum See gehen lassen, er mußte es vereiteln.

„Du, Herta.“ Bittend schlang Wolfgang, als sie beide allein waren, den Arm um die Schwester. „Nicht wahr, du hast doch nur Spaß gemacht? Du gehst doch morgen abend nicht allein an den Hertasee, wo es bestimmt in der Nacht vor dem Hertafest geistern soll?“

„Denkst du, ich werde mich von den Kindern auslachen und verspotten lassen?“ Obwohl es Herta eigentlich im Hinblick auf das bevorstehende Unternehmen gar nicht behaglich zumute war, tat sie doch ungeheuer wagemutig. „Was ist denn auch schließlich dabei —.“

„Ach, liebes, gutes Hertachen, wenn dir die Göttin Herta erscheint und du dann sterben mußt wie die Sklaven, die in dem See ertränkt wurden. Hättest du doch bloß nicht gesagt, daß du hingehen willst.“ Wolfgang weinte vor Aufregung.

Herta hegte im innersten Herzen eigentlich denselben Wunsch. Aber es zuzugeben, nein, dazu war sie viel zu stolz.

„Ich werde schon nicht sterben. Die Wurzelssting lebt ja auch noch, trotzdem sie behauptet, die Göttin Herta mit eigenen Augen gesehen zu haben“, meinte sie möglichst leichtthin.

Halt — ein Gedanke. Heute nach Tisch wollte sie nicht mit den andern Kindern wie sonst spielen, sondern Klaas' Großmutter aufsuchen. Die würde ihr am besten sagen können, ob ihre Absicht gefährlich war. Sie wollte ja sowieso den Klaas schon so lange besuchen. Am Ende konnte sie ihn für den Plan gewinnen, daß er mit ihr kam.

Nach Tisch machten sich Herta und Wolfgang auf den Weg. Der gute Junge ging der Schwester nicht mehr

von der Seite, als ob ihr heute schon ein Unheil widerfahren könnte.

Die Fischerhütten im Dorf sahen alle gleich aus. Baufällig und verfallen, mit niedrigem, tief überhängendem Strohdach. Kein Blumenstock an den Fenstern oder im Gärtchen. Nur graue Netze, die zum Trocknen ausgespannt waren.

Auf ihre Frage wies man die fremden Kinder zu der kleinsten und verfallensten der Hütten. Da wohnte die Wurzelstining. In der halbgeöffneten Tür auf den Backsteinen des Hausflurs hockte auf einem Schemel eine alte Frau und sortierte Kräuter.

„Guten Tag“, sagte Herta dreist.

„Gu'n Dag ook!“ Die scharfen, hellen Augen, die an die von Klaas erinnerten, richteten sich auf die fremden Kinder. „Wat wullt ihr hier?“

„Wir wollen Klaas besuchen.“

„De hett keen Tid nich för so wat, de möt Netze knüuten“, brummte die Alte nicht gerade freundlich.

„Komm, Herta, wir wollen gehen.“ Wolfgang versuchte die neugierig Umschau haltende Herta wieder aus der Hütte herauszuziehen. Es roch dort abscheulich nach Teer, Tang und gesalzenen Heringen. Dazu die unfreundliche Großmutter, nein, der Aufenthalt war wirklich nicht sehr einladend. Da aber kam es bereits im Sturm um das Haus herum, Klaas und seine Freunde Krischan und Jörn.

Stumm starrten sich die Kinder gegenseitig an.

„Wir wollten dich besuchen“, eröffnete Herta schließlich als Gewandteste die Unterhaltung.

„Je“, sagte Klaas und sonst nichts.

„Du wolltest mir doch zeigen, wie man Netze strickt.“ Es lag ihr daran, den Jungen mal erst ohne die Großmutter zu sprechen.

„Je, denn kommt man mit.“ Hinter dem Hause hatten die drei Jungen ihre Netzlidarbeit im Stich gelassen, als

sie die fremden Kinder eintreten sahen. Stumm nahmen sie ihre Arbeit wieder auf.

„Ist das schwer?“ erkundigte sich Herta.

„Nee, man möt et blot verstahn.“ Wieder eine Pause.

„Du, Klaas, laß mich mal.“ Herta nahm ihm das grobmaschige Ding aus den derben Fäusten.

Äh, roch das eklig nach Fischen, und der Bindfaden schnitt einem in die Hände. Sie kam nicht damit zurecht.

Gutmütig lachte Klaas. „Jä hew di jo all seggt, Stadtdirns sünd dortau tau dämlich.“ Herta wollte aufbegehren, in ihrer Ehre gekränkt. Aber rechtzeitig besann sie sich noch, daß sie sich ja mit Klaas gut verhalten müsse, damit er morgen mit ihr an den Hertasee ging. Zu zweien war der Weg doch bedeutend weniger unangenehm.

„Du, Klaas, übermorgen ist Hertafest, bist du auch dabei?“

„Woll, alle Minners sünd dabei. Ob rik, ob arm, dat ist de Göttin Herta ganz glif.“ Die braunen Fingerringe knoteten geschickt den Netzfaden, während er sprach.

„Du, Klaas, ich geb' dir meinen Kuchen und meine Schokolade auch noch, wenn — ja wenn du morgen abend mit mir an den Hertasee kommst.“ Da war es heraus.

„Dirn, büßt woll unflug?“ Dem Jungen blieb der Mund halboffen vor Schreck. „Moor'n Abend vör 't Fest, do geiht de Göttin Herta all wedder an'n See baden, do bliwt 'n jedes to Hus.“

„Ich glaub's nun mal nicht, bis ich es mit eigenen Augen gesehen habe.“ Trotzdem Herta so großsprecherisch tat, war ihr eigentlich gar nicht so sicher zumute. „Komm doch mit, Klaas! Dann schenke ich dir auch was Schönes.“

„Nee!“ Klaas schüttelte den edigen Kopf mit dem glatten hellen Haar. „Jä will noch nicht starwen, id bin noch tau jung dortau.“

„Aber deine Großmutter lebt ja auch noch, und die hat die Göttin Herta doch selbst gesehen, hast du mir erzählt“,

überredete ihn das Mädchen, während die anderen Jungen andächtig das Gespräch verfolgten.

„Na, frag' ehr süßer, kumm man nah min Grotmoder.“ Er zog sie um das Haus herum zum Eingang. Da war die Großmutter beschäftigt, im Hintergrunde der Hütte ein Feuer auf dem Herd zu entfachen und den Kräuterkeßel aufzusetzen. Denn sie war in allerlei Heilmitteln erfahren und weit in der Umgegend dafür bekannt.

„Grotmoder, de Dirn will ja woll morr'n abend nah 'm Hertasee. Segg ehr doch, dat sei dat nich daun fall, dat sei starwen möt, wenn sei de Göttin Herta dorbi seihn deet.“ Klaas war augenscheinlich um das Wohl der kleinen Stadtdirn, die immer so nett mit ihm sprach, besorgt.

„Dirn, wat willst du morr'n nacht an'n See? Büßt 'n Sonntagskind?“ fragte die Großmutter und der eine Zahn, den sie noch im Munde hatte, wackelte dabei.

Herta schüttelte den Kopf.

„Je, denn bliw to Hus. Id bün'n Sonntagskind, id hew ehr seihn. Mi deiht sei nix nich, wenn id Kräuter für franke Lüüd und Vieh suchen dau.“ Die Alte nickte dabei mit dem grausträhnigen Kopf.

„Ich habe denselben Namen wie sie, ich heiße ebenfalls Herta, da wird sie mir wohl auch nichts tun.“ Herta nahm noch einmal all ihren entschundenen Mut zu einem Scherz zusammen. Ja, sie brachte es sogar zu einem wenn auch etwas unfreien Lachen.

„Kann sünd, kann sünd ok nich.“ Die alte Frau rührte in ihrem Kessel und kümmerte sich nicht mehr um den jungen Besuch.

Wolfgang war die beim rötlichen Schein des Flackerfeuers hantierende Alte fast noch gespenstischer als die Göttin Herta. Er war ordentlich erleichtert, als er mit Herta und den Fischerjungen wieder draußen im hellen Sonnenschein stand.

„Also du kommst nicht mit, Klaas?“

„Ne.“

„Schön, dann gehe ich eben allein. Ihr seid hier auch nicht besser als die Stadtdirn, ebensolche Angstmeier.“ Sie reichte den Jungen zum Abschied die Hand.

„Na abjüs denn, un wenn de nich ganz dämlich büst, Dirn, denn geihste morr'n abend tau Bett un nich nah'n Hertasee.“ Die Fischerjungen machten sich wieder an ihre Netze, die Berliner Kinder auf den Heimweg.

„Quatsch!“ sagte Herta nach minutenlangem stummen Nebeneinandergehen. Und das war der Schluß einer ganzen Reihe von Überlegungen, die vorausgegangen waren.

„Gar kein Quatsch, Herta. Die Leute, die hier immer leben, wissen Bescheid. Was hast du denn bloß davon, dich in die Gefahr zu begeben?“

„Weil ich es mal gesagt habe. Die dummen Jungen sollen mich nicht auslachen, daß ich erst große Töne geredet habe und nachher zurückpfe. Ich pflüde die Wasserrose morgen abend, damit sie mir auch glauben, daß ich am See gewesen bin.“

„Vielleicht könnten wir die Wasserrose schon am Nachmittag pflüden, da ist es weniger graulich“, schlug Wolfgang, dessen Herz um die tollkühne Schwester zitterte, pfiffig vor.

Das war ein Ausweg — Herta fühlte sich plötzlich ungeheuer erleichtert. Aber nein, sie wollte nicht schwindeln. Und wenn es herauskam, wurde sie nur doppelt ausgelacht. Sie schüttelte den Kopf: „Mogeln tue ich nicht, Wolfgang, das wäre unrecht. Entweder — oder —.“

„Na, denn oder, ja, Hertachen? Ach bitte, bitte, gehe doch nicht. Oder aber“ — der Junge faßte einen plötzlichen Entschluß — „ich sage es Vater und Mutter.“

„Peße — pfui, so'n großer Junge peßt noch.“

„Wenn du es heimlich tußt, ohne daß Vater und

Mutter es wissen, ist es auch ein Unrecht“, beharrte der Bruder.

Da hatte er recht. Die Weißschen Kinder pflegten nichts hinter dem Rücken der Eltern zu tun, sie waren daran gewöhnt, rückhaltsloses Vertrauen zu ihnen zu haben. Wenn sie sich den Eltern anvertraute — die würden den nächtlichen Ausflug sicher nicht gestatten —, dann war sie doch aus allen Schwierigkeiten heraus. Aber die Berliner Jungen würden sie dann nicht schlecht aufziehen und gerade am Hertafest, auf das sie sich besonders freute.

Nein — nein — sie ging. Sie war doch nicht abergläubisch!

Trotzdem legte Herta, als sie abends in ihrem Bett lag und das Meer sie ins Traumland hinüberraushete, den lebhaften Wunsch, daß sie erst morgen abend wieder so ruhig auf ihrem Lager liegen möchte. Wenn sie sich vielleicht eine kleine Erkältung zulegen könnte, dann durfte sie keiner auslachen, wenn sie krank war und deshalb nicht gehen konnte. Aber damit war auch gleichzeitig das Hertafest gefährdet. Und vor allem, solche Erkältung zur gelegenen Zeit kam nicht auf Kommando.

Der nächste Tag brachte Sonnengold und jubelnde Kindervorfreude. Tiefblauer Himmel über tiefblauem Meer, strahlender Sonnenschein und strahlende Kinderaugen. Das war ein geschäftiges Laufen und Rennen, jeder der jungen Gäste wollte helfen und bei den Vorbereitungen zum Hertafest mit Hand anlegen.

Nur zwei waren nicht so recht von Herzen dabei. Wolfgang war ja immer still, bei dem fiel es weiter nicht auf, daß er sich nicht so recht beteiligte, sondern immer nur besorgte Blicke auf die Schwester warf, ob die auch noch ganz heil und unverfehrt sei. Herta selbst gab sich vergeblich Mühe, heiter und unbefangen zu erscheinen. Der einsame Gang, den sie am Abend vorhatte, stand auf Schritt und

Tritt vor ihr. Hätte sie sich doch bloß nicht hervortun wollen. Hätte sie doch bloß keinen großen Mund gehabt! Nun mußte sie die Suppe, die sie sich selbst eingebracht hatte, auch auslöffeln.

„Na, Hertachen, ist dir schon sehr festlich für deinen Ehrentag morgen zumute?“ soppte sie einer der Knaben, dem die ungewohnte Schweigsamkeit des lebhaften Mädels auffiel.

„Die Wasserrose, die du heute abend pflückst, stecke ich mir morgen zu Ehren deines Namensfestes ins Knopfloch“, neckte ein anderer.

„Ihr braucht mich gar nicht aufzuziehen, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“ So, das kam so unverfroren wie sonst heraus.

Die Mädels blickten halb ängstlich, halb bewundernd auf das feste Ding, die Jungen erstaunt. Keins hatte im Ernst gedacht, daß Herta den gefährlichen Weg wagen würde. Jedes hatte es für Großsprecherei oder für einen Scherz gehalten.

Beim Mittagessen unterhielten sich die Großen viel über den Sagenmythos auf diesem Küstenstrich, der noch heute auf das Leben der Landbewohner von Einfluß war. „Am Hertafest ist immer schönes Wetter, wenn es vorher auch noch so lange geregnet hat. Der Bauer richtet danach seine Heumähd. Es ist lächerlich, wie tief der altheidnische Aberglauben dem Volke noch im Blute sitzt. Alles Aufklären ist da vergebens. Wie es der Vater von seinem Vater übernommen, so vererbt er es wieder seinem Sohne“, ließ sich der Geschichtsforscher, Professor Holle, vernehmen.

Aberglauben — er hatte Aberglauben gesagt — Herta wußte es ja, daß kein wahres Wort an all dem war. Wovor hatte sie denn aber dann bloß Angst?

Der Tag verging. Der Abend kam. Wolfgang war in fieberhafter Aufregung. Auch Herta mundete das Abendessen nicht wie sonst.

„Kinder, was ist das bloß mit euch heute?“ erkundigte sich die Mutter beunruhigt.

„Das morgige Hertafest spukt bereits bei all den jungen Herrschaften“, lachte der Vater.

Das Wort „spukt“, das der Vater ganz harmlos gebraucht, gab Herta wieder einen Stich ins Herz. Noch konnte sie den Eltern die Wahrheit sagen, sich ihnen anvertrauen — sollte sie? Ja, wenn nur der Fritz und der Richard, die beiden großen Jungen, nicht immer so spöttisch lächelnd zu ihrem Tisch herübergeblickt hätten. Merkten die, daß sie zurückspulte?

„Kinder, geht schlafen, damit ihr morgen zum Hertafest frisch seid“, ordnete die Mutter an. Die Kinder pflegten stets gegen neun Uhr ihr Zimmer aufzusuchen, während die Eltern noch ein Stündchen den schönen Abend genossen.

O Gott, nun war es so weit.

„Herta, sei doch vernünftig, bleibe hier. Es ist schon dunkel und so schwül. Wolken sind auch am Himmel. Es gibt sicher ein Gewitter.“ Mit aller ihm zu Gebote stehenden Überredungskunst versuchte der erregte Wolfgang die Schwester von ihrem Vorhaben zurückzuhalten.

„Es geht nicht, Wolfgang. Selbst wenn ich wollte. Richard und Fritz kommen bis zum Wegweiser mit, um sich zu überführen, daß ich auch wirklich zum See hinuntergehe.“ Hertas Stimme klang belegt.

„So begleite ich dich, ich laß dich nicht allein sterben.“ In leidenschaftlicher Aufregung schlang der Junge die Arme um die Schwester.

Die lachte gepreßt. „Aber Wolfgang, in zwanzig Minuten bin ich doch wieder zurück. Wer soll mir denn was tun? Die Göttin Herta gibt's doch gar nicht.“ Trotz ihrer verständigen Worte schlug Herta das Herz bis in den Hals hinein.

„Bis zum Wegweiser gehe ich auf alle Fälle mit!“

Wolfgang schlugen die Zähne vor Aufregung aufeinander. Die Kinder stahlen sich zum Hinterausgang hinaus.

Schwül und drückend war es draußen. Dunkel lag der Wald vor ihnen. „Ich tu' doch nichts Unrechtes, im Gegenteil, ich will den Kindern ja nur beweisen, daß sie dumm und abergläubisch sind und ich nicht“, beruhigte Herta heimlich die Stimme in ihrem Innern, die ihr zuraunte, daß sie etwas Unerlaubtes begehe.

„Alles, was man heimlich ohne Wissen der Eltern unternimmt, ist ein Unrecht.“ Die unbequeme Stimme ließ sich aber nun mal nicht beschwichtigen.

Am Wegweiser, wo links der Höhenweg nach Saßnitz abbiegt und es rechts zum Hertasee durch dichten Laubforst geht, standen die Berliner Jungen. Es war ihnen in der Waldeinsamkeit selbst unheimlich zumute heute in der Hertanacht.

„Na, Herta, willst du's wirklich wagen? Wenn der Vollmond aufgeht, macht die Göttin Herta die Runde um ihren See. Bleib lieber da“, riet Fritz allen Ernstes.

Herta schwankte.

Da aber rief Richard: „Die Herta wartet ja bloß darauf, daß wir sagen, sie soll nicht gehen. Wer weiß, ob sie sich nicht überhaupt die Sache noch selber überlegt hat. Reden und Tun sind zweierlei.“

„So, das will ich dir beweisen, daß bei mir Reden und Tun dasselbe ist.“ Herta konnte es nun mal nicht vertragen, daß man an ihrem Mut zweifelte. „Ich hole euch die Wasserrose.“

„Ich komm' mit.“ Trotzdem Wolfgang an allen Gliedern zitterte, war die Liebe zur Schwester stärker als seine Angst.

„Jawoll, hiergeblieben!“ rief Fritz und hielt den Jungen zurück. „Zu zweien, da ist es nichts Besonderes. Allein, hat sie sich gerühmt, zum See hinuntergehen zu wollen.“

„Tu' ich auch — tu' ich auch —.“ Ehe es ihr wieder leid wurde, rannte Herta davon, geradewegs hinein in das Waldebüster.

Huh — war der Wald schwarz. Herta war noch nie um diese späte Abendzeit hier draußen gewesen. Kam denn nicht wenigstens der Mond, um ihr zu leuchten? Nein, dicke, schwarze Wolken hingen unheilverkündend am Himmel. Die Schwüle des Tages hatte der Abend kaum gelöst. Kein Lüftchen wehte. Kein Blatt rauschte. Todesstill stand die Natur, als hielte sie vor einem großen Ereignis den Atem an.

Diese einsame Stille legte sich fast noch bedrückender auf die Seele des zum See eilenden Mädchens als die Finsternis. Da war die Hertabuche, die heilige Blutbuche — unbeweglich streckte sie gespenstisch ihre schwarzen Zweigarme in die Luft. Herta rannte wie gejagt vorüber. Dort die Opfersteine, weiß ragten sie aus dem Schwarz der Nacht heraus. Kann dort nicht rotes Blut wie in Vorzeiten?

Die erregte Phantasie des Mädchens malte ihm an all diesen Orten der Sage schreckenhafte Bilder. Weiter, nur immer weiter, daß sie wieder zurück konnte. Und dabei bangte Herta vor dem Augenblick, wo sie den See erspähen würde.

Da lag er. Still, schwarz, unbeweglich — wie ein großes, dunkles Auge. Kerzengerade stiegen die Bäume des heiligen Hains von seinen Ufern empor.

O Gott, sie konnte nicht weiter. Nein, keinen Schritt weiter, mochten die Jungen sie noch so sehr auslachen. Bis in den Hals hinein klopfte Herta das Herz, es sauste ihr vor den Ohren. Schwer atmend blieb sie stehen.

Da schwamm eine Wasserrose, ganz nahe am Ufer. Silbern leuchtete sie aus dem Dunkel. Schnell die gepflückt, und dann eiligst zurück. Dann hatte sie gewonnenes Spiel. Warum zögerte sie denn noch? Es gab ja keine

Göttin Herta, die einem heute nacht begegnen konnte; sie wußte es ja ganz genau, daß das bloß eine Sage war.

Schon stand das Mädchen unten am morastigen Ufer und streckte die Hand nach der Seerose aus. Da — ein Brausen in den Baumkronen, ein Knaden der Zweige, lautes Donnerrollen in den Lüften. Einen entsetzten Schrei stieß das geängstigte Kind aus. Die Wasserrose entglitt ihren Händen, sie selbst rutschte am glitschigen Ufer in das schlammige Erdreich.

Herta wollte schreien und brachte nur unartifulierte Laute über die Lippen. Jetzt kam sicher die Göttin Herta zu ihrem See herab, im Sturmesbrausen erschien sie, jetzt war es um sie geschehen. Nun wurde sie für ihre Tollkühnheit bestraft, dafür, daß sie ohne Wissen der Eltern nachts fortgelaufen war.

„Es hier wer?“ Eine Stimme — Schritte —.

Barmherziger, da war sie schon, die Göttin Herta! „Hilfe —!“ Die Todesangst verließ dem Mädchen wieder die Kraft zu schreien. Vielleicht hörten die Jungen sie, Wolfgang —.

„Dat is jo'n Minsch.“ Sie fühlte sich an den Armen gepackt, emporgezogen. Fest hielt sie die Augen geschlossen. Sicher schleuderte die Göttin Herta sie jetzt in den See, wo er am tiefsten war.

„Wer blüßt'n dau?“ fragte die Stimme wieder. Es fiel dem entsetzten Mädchen nicht auf, daß die Göttin Herta im plattdeutschen Fischerdialekt sprach, wie er hier an der Küste üblich war.

„Herta — ich bin die Herta —.“ Mit Aufbietung aller Willenskraft flüsterte es das junge Mädchen und wagte noch immer nicht, die Augen zu öffnen.

„De Herta —.“ Die Stimme klang entsetzt. Die Hände, die sie gestützt, fielen schlaff herunter. „Herr dau mein, dat kann jo woll nich sünd.“ Die Stimme schien nicht weniger verängstigt als die Hertas.

„Wer büßt?“ Noch einmal klang die Frage an ihr Ohr, scheu und leise.

„Die Herta Weiß aus Berlin, ich bitte viel — vielmals um Entschuldigung, daß ich mich heute nacht an Ihren See gewagt habe. Aber ich will es auch ganz gewiß niemals wiedertun. Bitte, bitte, schenken Sie mir doch das Leben, Göttin Herta —.“

„Wat?“

Das heisere, krächzende Lachen, welches das Wat begleitete, ließ Herta, wenn auch noch ganz zaghaft, ein wenig durch die Wimpern blinzeln. Da stand, soweit es in der Dunkelheit erkennbar war, ein altes, verhugeltes Weibchen mit einem Tragkorb auf dem Rücken vor ihr. War das nicht —.

„De Göttin Herta sall id sün, na woll, de Sat is gaub. Oll Wurzelstining bün id, id söl Kräuter, wil de in de Hertanacht beter helpen dauhn as süß. Un du büßt jo woll de lütt Dirn, de min Klaas besöcht hett. Dirn, lütt Dirn, wat heßt du in de Hertanacht hier an'n See rum tau grawweln? Maß, dat du nah Hus kümmt, 't givt 'n Unwedder, un de Göttin Herta wörd jo woll of nich mehr wit sünd. Um Widdernacht kömmt sei.“

Eine Zentnerlast löste sich von Hertas Herz. In ihrer Erregung fiel sie der Alten um den Hals. „Ach, liebe, liebe Frau Wurzelstining, bringen Sie mich doch ins Gasthaus zurück. Ich habe ja so schreckliche Angst —.“ Blitz und Donner ließen Herta jäh verstummen. Der Regen rauschte, der Wind heulte und ächzte durch den heiligen Hain.

„Na, denn man tau, denn kumm.“ Wurzelstining nahm das zitternde Mädchen an die Hand.

Sie kamen nicht weit, nur bis zur Blutbuche. Da vernahm man plötzlich Stimmen in dem Toben des Unwetters. Pechfadeln lohten durch die Finsternis.

„Herta — Herta —.“ Diese Stimme kannte sie.

Das war der Vater, der sie suchen kam. Nun war sie geborgen.

„Hier“, schrie Herta, und noch einmal: „Hier!“ Aber der Sturm, der vom Meer herjagte, nahm ihr das Wort vom Munde.

Hierhin und dorthin tanzten die Fadeln, sie kamen näher — „Herta — Herta —.“

Niemals hatte jemand es gewagt, in der Hertanacht diesen Namen so laut hier durch den Wald zu rufen.

Herta riß sich von der Hand der Wurzelstining los und eilte den sich nähernden Fadeln entgegen.

„Vater —!“ Ein durchweichtes Etwas mit wild flatternden Haaren suchte plötzlich Schutz in den Armen des besorgt Vorwärtshastenden. „Vater, lieber Vater —!“ Mehr brachte Herta nicht heraus.

Fest hielt Herr Weiß sein Töchterchen an das Herz gepreßt. Gottlob, daß es lebte! Wie leicht hätte es in der Dunkelheit am See verunglücken können.

„Na, da hätten wir ja die kleine Ausreißerin.“ Das war der Professor Holle.

Die rötlich von den Fadeln beschienenen Gesichter verschiedener anderer Badegäste tauchten aus dem Dunkel. Alle hatten sie sich dem angstvollen Vater auf der Suche angeschlossen, als Wolfgang schreckensbleich in das Gastzimmer, wo man harmlos plaudernd beisammensaß, gestürzt kam: „Vater — Mutter — die Herta ist an den See gegangen, kommt, kommt — die Göttin Herta wird sie in den See werfen.“

Zuerst hatten die Eltern geglaubt, ihr Junge rede im Fieber. Als aber auch Fritz und Richard mit schuldbewußten Mienen erschienen und bestätigten, daß Herta sich zum See gewagt hätte, zogen die Herren, der Wirt und der Hausknecht sofort in das Unwetter hinaus, um das Kind zu suchen.

„Schnell nach Haus, Herta, die Mutter vergeht vor Sorge. Sie wollte durchaus mit uns kommen, aber Wolf-

gang war ganz aufgelöst vor Aufregung und völlig durchnäßt. Sie mußte ihn zu Bett bringen und bei ihm bleiben.“ Der Vater wollte Herta mit sich ziehen.

„Wurzelstining — die alte Wurzelstining hat mich beschützt, daß ich nicht in den See gefallen bin, und mich bis hierher begleitet. Sie muß was Warmes kriegen.“ Herta wies dankbar auf die Näherkommende.

„Beschützt hat dich wohl ein anderer, mein Kind, unser Vater droben. Aber die alte Frau soll trockene Sachen und heiße Suppe bekommen. Folgen Sie uns, liebe Frau“, wandte sich Herr Weiß an die Wurzelstining.

„Nee, id hew keen Tid nich. Id möt nu nah Hus, nah min Klaas. Wenn de richtige Herta um Middernacht kummt, denn möt allens tau Bed sünd. Mit de lütt Dirn is jo nu woll allens in Reih, na, denn adjüs ok.“ Die Alte humpelte in dem Regengepladder eiligst davon.

Nicht lange, da lag Herta im ausgewärmten Bette wohligh und molligh. Mutter saß neben ihr, hielt ihre Hand und ließ sich berichten, wie sie durch falsche Scham und durch den Wunsch, sich hervorzutun, Folterqualen der Angst und des Entsetzens erlitten hatte. Alles berichtete Herta getreulich, nur nicht — daß sie oll Wurzelstining für die Göttin Herta gehalten hatte. Da schämte sie sich doch zu sehr.

Es wurde eine unruhige Nacht, die Hertanacht. Herta selbst zwar schlummerte süß und sanft, aber Wolfgang wälzte sich, von Fieberbildern geschreckt, ruhelos in den Kissen. Mutter machte feuchte Packungen, und Vater schaute in das Unwetter hinaus, der Morgendämmerung entgegen. Sobald es Tag war, mußte der Arzt gerufen werden.

Am andern Morgen war die Kraft des Fiebers und die des Gewitters gebrochen. Wolfgang lag blaß, aber klaren Blicks fieberfrei im Bett. Herta saß neben ihm, streichelte ihn zärtlich und wußte gar nicht, was sie ihm alles zu-

liebe tun sollte. War er doch aus Angst um sie krank geworden.

Was hatte Herta davon, daß die Kinder und selbst die Berliner Jungen ihren Mut bewunderten? Sie wußte es ja am besten, wie traurig es in Wahrheit darum bestellt gewesen. Was nützte es ihr, daß die Eltern die Strafe, die sie über sie verhängt, daß sie das Kinderfest nicht besuchen sollte, auf ihre flehentlichen Bitten schließlich wieder zurückzogen?

Draußen goß es noch immer. Zum erstenmal, solange man denken konnte, war das Hertafest verregnet.



Jugendbund
f. evang. Christentum
© Niederf bei Nürnberg